

Buchbesprechungen

Landesgeschichte

Schultz, Uwe (Hrsg.): Die Geschichte Hessens. Konrad Theiss Verlag GmbH, Stuttgart 1983. 318 Seiten, 144 Fotos, zahlreiche Abbildungen und umfangreicher Anhang.

In der Zeit vom 1. Oktober 1981 bis 28. Februar 1982 lief im Hessischen Rundfunk allsonntäglich die zwanzigteilige Sendereihe „Die Geschichte Hessens“. Zielgruppe der jeweils halbstündigen Beiträge waren nicht Fachhistoriker, sondern die auf ihr „geographisches Umfeld und die historischen Strukturen ihrer unmittelbaren Region neugierigen Zeitgenossen“. Die „ungewöhnliche Resonanz“ der Hörerschaft veranlaßte den Leiter der Hauptabteilung „Kulturelles Wort“ beim HR, Uwe Schultz, die Sendereihe in Buchform herauszugeben. Ein löbliches Unterfangen, wie ich meine!

Experten spannen in zwanzig qualifizierten Beiträgen den Bogen hessischer Geschichte von den „eiszeitlichen Mammutjägern“ bis zum „Wiederaufbau und Neubeginn nach 1945“. Die Sachverhalte der einzelnen Epochen werden dabei fachhistorisch einwandfrei und allgemeinverständlich dargelegt.

Schlüsselereignisse hessischer Geschichte, wie z. B. die religionspolitischen Auseinandersetzungen während der Reformationszeit und die Auswirkungen des erblichen Brüdervergleichs von 1568 bei der Nachfolgeregelung Philipps des Großmütigen finden adäquate Berücksichtigung, führen jedoch auch zwangsläufig bei der Behandlung „dynamischer und territorialer Zersplitterung“ zu chronologischer Parallelität. Diese wirkt sich beim Leser aber keineswegs störend – eher vertiefend – aus.

In den Abhandlungen „Die Reichsstädte der Wetterau“, „Zwischen Geborgenheit und Gefährdung. Jüdisches Leben in hessischen Kleinstädten und Dörfern“ sowie „Industrialisierung Hessens“ werden unter Durchbrechung der zeitlichen Abfolge thematische Schwerpunkte gesetzt. Durch eine „systematische Genauigkeit“ im Detail ergeben sich für den Leser reizvolle Kontraste.

Eine gewisse Uneinheitlichkeit im Stil der einzelnen Beiträge ist durch die ursprüngliche Konzeption als Vortragsreihe mit Fachleuten vorgegeben. In der Buchpräsentation fällt sie kaum ins Gewicht. Dem interessierten Leser wird durch eingehende Anmerkungen, ein umfangreiches Literaturverzeichnis sowie eine Zeittafel der Umgang mit dem Werk erleichtert und eine Anregung zu vertiefenden Studien gegeben.

Das Buch besticht durch gute Aufmachung, sauberen Druck, durch das Wort unterstützende Bilddokumentationen und zahlreiche graphische Darstellungen. Auch die im Anhang angefügten „Stammtafeln der regierenden Häuser“, die Aufstellung der „Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten und Ministerpräsidenten“ sowie das Personenregister unterstreichen den positiven Gesamteindruck.

Es bleibt abschließend zu wünschen, daß die Chronik des „Landes der Mitte“, in dessen Existenz sich deutsche und europäische Geschichte von mehr als zwei Jahrtausenden widerspiegelt, zu der vom Herausgeber gewünschten „Verführung in die Vergangenheit Hessens“ für hoffentlich viele Leser wird.

Werner Wiegand

Hollenberg, Günther (Bearb.): Hessische Landstände 1509–1866. Repertorien des Hessischen Staatsarchivs Marburg. Bestand 73. Marburg 1984, 225 S.

Die althessischen Landstände tagten anfangs nur gelegentlich und bestanden aus zwei Kurien: den Prälaten und der Ritterschaft einerseits und den Städten andererseits. Sie hatten noch im 18. Jahrhundert keine eigene Kanzlei, und ein Erbmarschall von Hessen bereitete die Landtage vor. Die Epoche der konstitutionellen Landstände begann mit dem Jahre 1830 und dauerte bis etwa 1851. Um 1900 begann die Erfassung der Akten im Staatsarchiv Marburg.

Bezüglich der althessischen Landstände werden in diesem Repertorium erfaßt: die Landtagsabschiede, die Verträge, die Urkunden über die Landesangelegenheiten unter den verschiedenen Landgrafen seit 1509, das Schuldenwesen, der Marburger Sukzessionsstreit.

Bezüglich der konstitutionellen Landstände werden u. a. erfaßt: die Eingangsprotokolle der Ständeversammlung (1831 ff.), Regierungspropositionen (1851-1860), Protokolle der verschiedenen Ausschüsse, Protokolle der öffentlichen Sitzung der Ständeversammlung seit 1831, Akten über die Dynastie und den Hof (Personal, Jagd, Theater), Verfassungsgebung, Wahl und Versammlung der Stände, Ständekammern 1852-62.

Auch die Bereiche der Inneren Verwaltung, der Justiz, des Steuerwesens, des Militärs werden detailliert aufgeschlüsselt. Wenn auch schon Teile des Bestandes 73 unter politischer und kultureller Fragestellung ausgewertet wurden, so finden sich doch noch viele weitere Bereiche für den suchenden Forscher, die der Bearbeitung harren. Also Dank an Günter Hollenberg für dieses nützliche Nachschlagewerk über die Hessischen Landstände. Am Ende des Buches findet sich eine Konkordanz der alten und neuen Signaturen des Archivmaterials.

Volker Petri

König, Reinhard (Bearb.): Waldeckisches Konsistorium (1543) 1680-1867 (1934). Repertorien des Hessischen Staatsarchivs Marburg. Bestand 123. Marburg 1983, 303 S.

Über die Gründung dieser Behörde gibt es keine gesicherten Angaben. Das Archivmaterial, das gegen Ende des 19. Jahrhunderts nach Marburg strömte, mußte neu geordnet werden, was in der folgenden Form von R. König durchgeführt wurde: Kirchenordnung, kirchliches Leben, Sitte und Moral, Angelegenheiten der Pfarrer (z. B. Bestellungen), Kirchenvermögen, Bauwesen, Sekten, Schul- und Bildungswesen, Schulstellen, Wohlfahrt und Armenpflege. Diese Archivalien enthalten oft Fremdartiges, z. B. die Taufe eines Judenknaben durch Schüler des Gymnasiums oder eine Warnung der Abiturienten vor Überfüllung des Landes durch Ärzte. Auch der Orts- und Namensindex erweist sich als eine Hilfe für den Benutzer. Alles in allem ein vorzügliches Instrument für die Erforschung der oben skizzierten Sachbereiche.

Volker Petri

Arnd, Friedrich: Die Gelehrtenschulen in Marburg, Kassel und Korbach zwischen Melanchthonianismus und Ramismus in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Darmstadt und Marburg 1983, 255 S. (Reihe: Quellen und Forschungen der hessischen Geschichte 47).

Die vorliegende Dissertation wurde angeregt von dem Marburger Professor Dr. W. Heine-meyer, der selbst über die Bildungspolitik Landgraf Philipps von Hessen und über das reformatorische Stipendiatenwesen in den 70er Jahren Untersuchungen veröffentlichte. Der ältere Forschungsstand wird im wesentlichen in den Darstellungen von Wolff (1911) und von H. Milbradt (ca. 1935) beschrieben, verbliebene „Lücken“ versucht die Arbeit von Arnd zu schließen.

Das Pädagogium der Universität Marburg stand seit ihrer Gründung unter dem Einfluß von Ideen Melanchthons, erst um 1575 werden pädagogisch-religiöse „Richtungskämpfe“ dort lebendig, in deren Verlauf schließlich die Lehrmeinung des Ramismus aus politischen wie konfessionellen Gründen eine Niederlage erlitt. Aber bei der Einführung der Grammatik des Landgrafen Moritz (1598) für einige hessische Gymnasien wird die ramistische Lehrmethode neben die melanchthonische gestellt!

In einem zweiten Teil widmet Arnd seine Aufmerksamkeit der Geschichte der Stadtschule in Kassel und der Hofschule des Landgrafen Moritz (S. 86-128), stellt bei der bescheidenen Quellenlage fest, daß es unter dem Rektor Golcenius nicht zu einem Ausbruch der Richtungskämpfe wie in Marburg gekommen ist, aber unter dem Rektorat Jungmanns (ca. 1590) gewinnt der Ramismus praktischen Einfluß und provoziert einen Konflikt mit der Lehrerschaft. Wichtiger ist, daß Jungmann Freundschaft und Förderung durch den Landgrafen Moritz genießt. Auch die Hofschule („Ritterakademie“) stand unter dem direkten Einfluß des Souveräns und des Ramismus! Als Hauptmotiv für diese Schulpolitik wird von Arnd vermutet, der Landgraf habe den Calvinismus fester begründen wollen.

In einem dritten Teil verweist Arnd darauf, daß der Ramismus in der Landesschule zu Korbach unter dem Rektorat von Lazarus Schöber (1579-1586) siegreich seinen Einzug hält und sich dort auch behauptet.

Diese geistesgeschichtlich orientierte Dissertation, übersichtlich strukturiert und teilweise aus ungedruckten Quellen schöpfend, bereichert unser Wissen über die tieferen Zusammenhänge von reformatorischer Landespolitik und Bildungsprogramm für zeitgenössische „Eliten“ (Professoren, Pfarrer, Beamte), schließt aber soziologische Aspekte (Herkunft und Anzahl von Schülern) und ökonomische Gesichtspunkte (Kosten für Schüler, Gehälter für Lehrer, Lernmittel) leider völlig aus.

Volker Petri

Wagner, Hans W.: Hugenottenland Hessen, Kassel: Ev. Presseverband 1985. 52 S., broschiert, 7,50 DM.

Der Verf., sich voller Eitelkeit mindestens sechsmal selbst zitierend, steigt mit dieser Touristenbroschüre in den Markt der Hugenottengedenkprodukte des Jahres 1985 ein, sehr wohl wissend, daß der flüchtige Leser sich an allgemeinen Themenstichpunkten zur geistigen Kultur der Hugenotten, zu ihren Tugenden, zu ihren Ansiedlungsorten in Hessen zu orientieren pflegt, so daß es für den Verf. völlig überflüssig ist, die Herkunft seines hier ausgebreiteten Faktenwissens im einzelnen nach wissenschaftlichen Regeln zu belegen. Er verfährt vielmehr nach dem Rezept: Man nehme das Standardwerk von Desel-Mogk und dazu den Kasseler Jahreskatalog zur Hugenottenausstellung, dazu auch das Jahrbuch des Landkreises Kassel und schreibe zusammen, was dem Verf. bezüglich der Hugenotten als nützlich erscheint. Zitate machen sich immer gut, z. B. jenes von Geert Groote (S. 11), doch wo es steht, verschweigt man lieber. Doch halt – der Verf. nennt ein oder zwei Bücher bzw. Aufsätze aus Büchern, vergißt jedoch die Angabe der genauen Kapitelüberschriften bzw. die Seitenzahl. Es muß schnell gehen: eine halbe Seite Text, dazu meistens eine Fotografie, ein Grabstein, eine unleserliche Kirchenbucheintragung, Porträts üppiger Adliger, etwas Folklore aus der Zeit von 1937 und schließlich schöne Aufnahmen von Hugenottenkirchen! Eine besonders gute Kopie nach dem Vorbild des Jahrbuches des Landkreises Kassel ist der größte Teil der Liste über die von den Hugenotten ausgehenden „Entwicklungseinflüsse“ (S. 19). Dieser oberflächliche Eklektizismus findet seine Ergänzung in dem nach dem Schmelztiegelverfahren angelegten Verzeichnis der Anmerkungen, Quellen und des Schrifttums (S. 50–51). Die Wiedergabe der französischen Inschrift an der Kirche von Schöneberg ist zudem mehrfach fehlerhaft.

Fazit: Diese kleine Schrift, vielleicht vom Verf. als eine Art preiswerte Konkurrenz zum exorbitant teuren Kasseler Hugenottenkatalog gedacht, ist nach Inhalt und Form für jeden vernünftigen Menschen überflüssig.

Volker Petri

Wetzel, Günther Heinz: Die Hessischen Jäger. Eine deutsche Militärhistorie im politischen Wandlungsprozeß von vier Jahrhunderten. Eigenverlag Kassel 1985. 270 S. mit 25 Operationsskizzen s/w, 10 Uniformbildern farbig; Subskriptionspreis bis 31.3.1987 DM 32,-- zzgl. Verpackung und Porto, danach DM 45,-- zzgl. Verpackung und Porto; erhältlich bei G. H. Wetzel, Riedwiesen 5 A, 3500 Kassel.

Dieses auf umfangreiche und intensive Archiv- und Forschungsarbeiten gestützte militärhistorische Buch beinhaltet den Werdegang der ältesten Jägertruppe der Welt von ihrer Gründung (1631) bis in die Gegenwart als: Hessisches Feld-Jäger-Corps, Hessisches bzw. Kurhessisches Jäger-Bataillon, Preußisches bzw. Hessisches bzw. Kurhessisches Jäger-Bataillon Nr. 11, III. (Jäger-) Bataillon Infanterieregiment 15 bzw. (mot) bzw. Panzergrenadierregiment 15 und Jägerbataillon 42 bzw. Panzergrenadierbataillon 42.

Neben einer Einführung in die Waffengattung der Jäger und in die hessische Wehrgeschichte schildert der Autor die Kampfeinsätze dieser Elitetruppe auf deutschen, europäischen und nordamerikanischen Kriegsschauplätzen und die Friedensgarnisonzeiten in Nordhessen.

Erstmalig sind auch literarisch die hessischen Grünröcke im Großen Krieg 1756-1763, im Nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg 1776-1783 und in der Westfälischen Zeit 1807-1813 einer gebührenden Würdigung unterzogen worden.

Zum besseren historischen Verständnis sind alle Ereignisse in die jeweils politischen Zeitabläufe eingebettet worden. Auch die Waffentechnik, Uniformkunde und die enge traditionelle Verzahnung mit der zivilen Forstbehörde und dem Jagdwesen kommen zu ihrem Recht.

Zum Schluß findet man im Anhang einen detaillierten Gefechtskalender (1631-1945), eine vollständige Kommandeurliste (1631-1985), zehn Uniformtafeln (1631-1985) und ein umfangreiches Quellenregister.

Ernst Hielscher

Polley, Rainer: Die Adolphsuniversität Fulda 1734-1805. Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg 2, Marburg 1984, 64 S., DM 8,00.

Die handliche Publikation über die Adolphsuniversität Fulda verdankt ihr Entstehen der 250. Wiederkehr des Gründungsjahres dieser Bildungseinrichtung durch Fürstabt Adolph von Dalberg. Gleichzeitig gedenkt sie auch der vor rund 400 Jahren (1584) erfolgten Stiftung des von Jesuiten geleiteten päpstlichen Seminars. Seine Einrichtung hing unmittelbar mit den Bemühungen der katholischen Kirche nach dem Trienter Konzil zusammen, ihren Einfluß in Deutschland wieder zu festigen und an die Reformation verlorene Gebiete zurückzugewinnen.

Die beiden Jubiläen veranlaßten das Staatsarchiv Marburg, eine Ausstellung vorzubereiten, in der auf Grund der Quellenlage die ehemalige Universität Fulda im Mittelpunkt stand, nicht aber das päpstliche Seminar, obgleich dessen Bedeutung vermutlich größer gewesen ist als die der kurzlebigen Schöpfung des Fürstabtes von 1734.

Das vorliegende Heft war als Katalog zu den Exponaten der Ausstellung gedacht, erschöpft sich aber keineswegs in deren bloßer Beschreibung und Erklärung. Vielmehr wird den nach Themenbereichen geordneten Ausstellungsstücken jeweils eine kurze geschichtliche Einführung vorangestellt, so daß sowohl der Besucher der früheren Ausstellung als auch nach deren Ende der heutige Leser die vorgestellten Akten und sonstigen Exponate in den allgemeinen Ablauf der Zeitereignisse gut einordnen kann.

Neben dem Katalog enthält die Schrift noch einen größeren Aufsatz von Domkapitular Professor Dr. Leinweber, der sich mit der Geschichte und den wechselhaften Geschicken des päpstlichen Seminars beschäftigt. Aus ihm geht hervor, daß offenbar von Anfang an sowohl katholische als auch protestantische Söhne deutscher Adliger in das Seminar aufgenommen wurden, ja, daß es ein erklärtes Ziel des Apostolischen Stuhles war, gerade die Protestanten unter den Alumnen zu fördern in der Hoffnung, sie fänden so den Weg zurück zum katholischen Glauben.

Den Höhepunkt ihres Wirkens erlebte die Anstalt im 17. Jahrhundert, im 18. dagegen geriet ihr Fortbestehen nach der Gründung der Adolphsuniversität alsbald in Gefahr, obgleich noch 1742 ein päpstlicher Visitator anerkannte, daß „fast alle führenden Positionen des Hochstifts Fulda von ehemaligen Alumnen des Seminars eingenommen wurden und mehrere Hofbeamte durch das Seminar zum katholischen Glauben gefunden hatten“ (S. 15).

Einen besseren Beweis für die große Bedeutung der von Papst Gregor XIII. eingerichteten Stiftung als diese Aussage aus der Mitte des 18. Jahrhunderts kann es wohl kaum geben. Trotzdem waren ihre Tage gezählt, denn ihre Bedeutung nahm immer mehr ab, und 1782 ging das Seminar endgültig aus päpstlicher in die bischöfliche Obhut über.

Mit der Adolphsuniversität Fulda im Spiegel der deutschen Verfassungsgeschichte setzt sich dann der zweite selbständige Beitrag der kleinen Schrift auseinander. Rainer Polley nahm einen Zusammenstoß zwischen der Universität und Vertretern der Landesherrschaft zum Anlaß, um am Fall des Studenten Scheer exemplarisch das gespannte Verhältnis zwischen Universität und Staatsgewalt im Absolutismus aufzuzeigen. Die Privilegien und Freiheiten der Professoren und Studenten hoben diesen Kreis in gewisser Weise aus der Masse der übrigen Bürger heraus, was fast zwangsläufig immer wieder zu Schwierigkeiten mit den Vertretern der Obrigkeit führen mußte. Als Ergebnis seiner Untersuchung zieht der Verfasser den Schluß, die Universität könne im Absolutismus als ein kleiner Staat im Staate angesehen werden und sei doch zugleich auch reglementierte Staatsanstalt gewesen, die gegen Eingriffe des Landesherren in ihre Angelegenheiten nicht gesichert war.

Waldemar Zillinger

Hollenberg, Günter (Bearb.): Bestand 12 Kurhessisches Kriegsministerium und Vorbehörden. 1813 - 1867 (mit Vorakten ab 1706). Repertorien des Hessischen Staatsarchivs Marburg in Verbindung mit der Historischen Kommission für Hessen, Marburg 1985, XXVIII+323 S.

Das neue Repertorium des Marburger Staatsarchivs ergänzt in vortrefflicher Weise das vor einiger Zeit von Hans Philippi geschaffene Verzeichnis der Militärsachen bis 1806/13. Von der Wiedererrichtung des Kurfürstentums Hessen nach der Flucht Jérômes, der für einige Jahre als *König Lustick* in Kassel residiert hatte, bis zum Untergange Kurhessens im deutsch-deutschen Kriege 1866 und der Eingliederung des kurhessischen Militärs in die preußische Armee sind die in Marburg aufbewahrten Akten des ehemaligen Kriegsministeriums für die Benutzer endlich leicht zugänglich geworden.

Bisher war das anders. Wie aus den Vorbemerkungen des Bearbeiters deutlich wird, gab es für den Bestand 12 insgesamt 16 Ablieferungslisten, wozu noch einige Teilverzeichnisse kamen, so daß er kaum zu überblicken war und seine Benutzung sehr erschwert wurde. Ein 1939 angelaufener Versuch, das vorhandene Material neu zu ordnen, blieb in den Anfängen stecken, weil inzwischen der Zweite Weltkrieg ausgebrochen war. Nach dessen Ende dauerte es dann nochmals bis 1975, ehe die Neuverzeichnung wieder in Gang kam und schließlich 1986 glücklich beendet werden konnte.

Die nun erschlossenen Akten umfassen Bestände der Geheimen Kriegskanzlei (1813–1821), des Kriegskollegs (1813–1821), des Generalkriegsdepartements (1821–1831) und des Kriegsministeriums (1831–1866); außerdem aber fanden die diesem nachgeordneten militärischen Verwaltungsstellen Aufnahme (Kriegsdepartement, Militärökonomiedepartement und Kriegskommissariat). Blättert man nun das so beschaffene Verzeichnis durch, so entdeckt man gelegentlich auch Stücke, die bis in das 18. Jahrhundert zurückreichen wie Unterlagen des Invalidenkorps, der Garnisonkirchen und -schulen und der Kriegskassenkapitalien, um nur einige Beispiele zu nennen. Sie fallen bei der Fülle des sonstigen Materials allerdings kaum ins Gewicht.

Wer sich also zukünftig mit der kurhessischen Militärgeschichte genauer beschäftigen will, dem steht jetzt mit dem aufgearbeiteten Bestand 12 eine Quelle für seine Forschungen zur Verfügung, die trotz der vom Bearbeiter festgestellten Verluste der Überlieferung, z.B. durch Verkauf von aussortierten Akten im 19. Jahrhundert, über außerordentlich viele Einzelheiten des Militärwesens dieser Zeit Aufschluß geben kann. Zusätzlich findet der Leser noch Hinweise auf Militärsachen in anderen Beständen des Marburger Staatsarchivs, die der Bearbeiter dankenswerterweise am Ende der Einleitung zu seinem Werk (S. XXVIII) angegeben hat; ein nützlicher Fingerzeig, der möglicherweise viel vergebliches Suchen erspart.

Doch nicht nur der Militärgeschichte dient die Arbeit Hollenbergs: Sie kann auch als Fundgrube für zahlreiche andere Untersuchungen benutzt werden, vor allem für die Ortsgeschichte der jeweiligen Garnisonstädte und nicht nur für sie: Das umfangreiche Personen- und Ortsregister (S. 308–323) regt mit seiner Vielzahl von festgehaltenen Namen zu neuen Fragestellungen an. Es ist neben dem hervorragend gegliederten Inhaltsverzeichnis der wichtigste Schlüssel zur sinnvollen Benutzung dieses Findbuches.

Abschließend sei darauf hingewiesen, daß das umfangreiche Vorwort jede gewünschte Auskunft über die komplizierte Behörden- und Registraturgeschichte der im vorliegenden Band erfaßten Aktenbestände gibt.

Waldemar Zillinger

König, Reinhard (Bearb.): Waldeckischer Landtag (1587) 1728–1929. Repertorien des Hessischen Staatsarchivs Marburg. Bestand 135. Marburg 1985, 196 S.

In einer Vorbemerkung geht der Verf. zunächst auf den Dualismus zwischen Landesherrn und Landständen im 18. Jahrhundert ein, skizziert dann die Funktionen der Landschaftlichen Kammer (1814–1848) und die Rolle des Landtages seit 1848. Auch die Bestände des Fürstentums Pyrmont werden berücksichtigt.

Diese Sachbereiche sind nach einem bewährten Schema des Hessischen Staatsarchivs Marburg wieder nach Themenstichpunkten untergliedert, z. B. Staatsverfassung, Verwaltung des Landes, öffentliche Sicherheit und Ordnung, Rechtswesen, Militärwesen, Juden etc., so daß man sich einen raschen Überblick über die Bestände, z. B. bezüglich der Beschränkung der Aufnahme von Juden im Lande, über ihre jährlichen Abgaben machen kann. Leider fehlt ein Index der Orte, Personen und Sachbegriffe. Auf jeden Fall ein nützliches Instrument, um dem Forscher den Zugang zu historischen Akten zu weisen.

Volker Petri

Eichler, Volker (Bearb.): Nassauische Parlamentsdebatten: 1. Bd. Restauration und Vormärz 1818–47. Historische Kommission f. Nassau, Wiesbaden 1985, 456 S., 39,80 DM

Diese Dokumentation wurde von der hessischen Landesregierung im Rahmen eines Forschungsprojektes zur Vorgeschichte des Parlamentarismus in Hessen finanziell gefördert. Zunächst liefert uns W.-Arno Kropat einen konzentrierten Abriß über „Staat, Parlament und politisches Leben im Herzogtum Nassau“ (S. 1–18). Nachdem lange Zeit eine „höfische“ Geschichtsschreibung dominierte, verlagerte sich seit dem Ende der 70er Jahre die Aufmerksam-

keit der Forschung auf die Untersuchung und Darstellung der politischen Konfliktbewegungen zwischen Liberalen und herzoglicher Regierung in diesem Fürstentum, das, obwohl 1819 verfassungsgeschichtlich im Deutschen Bund sehr progressiv, im 19. und 20. Jahrhundert aus dem geschichtlichen Bewußtsein fast verdrängt wurde. Die Herausgeber widmen zunächst einmal der Institution der „Landstände“ (Zwei-Kammer-System) breiten Raum (S. 29–138), die nach Selbstverständnis, Wahlverfahren und Zusammensetzung die Repräsentation der adlig-grundbesitzenden „Klassen“ waren, z. B. gab es bei der Zensus-Klasse der Landeigentümer im Herzogtum nur ca. 1750 Wahlberechtigte, die 15 Deputierte hatten, und infolgedessen als „vormärzischer Konstitutionalismus“ besser und genauer beschrieben werden als mit dem unscharfen und mit neuzeitlichen Vorstellungen behafteten Begriff des „Parlamentarismus“. Wie die Meinungsbildung in den „Landständen“ verlief, wie sich Konflikte zwischen ihnen und der Regierung herausbildeten und beigelegt wurden, wird dann in einem nach Themenstichpunkten organisierten Teil aufgezeigt, der den Vorteil hat, daß jeweils ein darstellender Abschnitt die Zusammenhänge und Entwicklungen zwischen 1818–1848 aufzeigt und dann durch eine Reihe von Auszügen aus den Deputiertenreden exemplarisch untermauert wird. Damit eignet sich diese Dokumentation zu Lehrzwecken unter Studenten oder sogar in Spezialkursen bei Schülern in gymnasialen Oberstufen!

In einem Anhang werden die landständischen Verfassungen, die Ergebnisse der Landtagswahlen, die Geschäftsordnung der Deputiertenkammer und die Boykotterklärung der Landesdeputierten (1832) abgedruckt. Mit seinem Quellen- und Literaturverzeichnis usw. erweist sich diese Dokumentation als ein vorzügliches Lehr- und Nachschlagewerk über Probleme und Abgeordnetengruppen der nassauischen „Landstände“ im Vormärz! *Volker Petri*

Seier, Hellmut (Hrsg.): Akten zur Entstehung und Bedeutung des kurhessischen Verfassungsentwurfs von 1815/16. Bearb. von Winfried Speitkamp und Hellmut Seier. LIX und 340 S., 17 Abb. 1985 (Vorgeschichte und Geschichte des Parlamentarismus in Hessen 2, hrsg. im Auftrag des Hessischen Landtags)

Als ein ermutigendes Zeichen für das auch in Hessen wieder erwachende Geschichtsbewußtsein maßgebender Stellen darf man die Tatsache werten, daß der vor kurzem erschienene Band „Akten zur Entstehung und Bedeutung des kurhessischen Verfassungsentwurfs von 1815/16“ mit Hilfe von Geldern des Hessischen Landtages herausgegeben werden konnte. Das ist eine erfreuliche Nachricht, denn bereits bei Gründung der Historischen Kommission für Hessen im Jahre 1897 war das Aufarbeiten der Landtagsakten als wünschenswert erschienen. Man hatte damit auch sogleich angefangen und 1901 als erstes Ergebnis einen Band der hessischen Landtagsakten aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts veröffentlichen können. Seitdem war das Unternehmen leider zum Stillstand gekommen, bis es endlich zu Ende der 70iger Jahre gelang, den damaligen Präsidenten des Hessischen Landtages, Dr. Hans Wagner, für das Projekt zu interessieren. Für einen neuen Anfang stellte der Landtag Mittel zur Verfügung, er betreute die Gesamtreihe und weitete das Thema auf die Erforschung der Vorgeschichte und Geschichte des Parlamentarismus in ganz Hessen aus. Die hessischen Historischen Kommissionen erklärten ihrerseits dazu, sie wollten die Herausgabe der beabsichtigten Bände in die Wege leiten, eine Zusage, die bereits erste Früchte brachte.

Die Arbeit geht offensichtlich zügig voran. Nach einem Band „Nassauische Parlamentsdebatten“, der ebenfalls im vergangenen Jahr erschien, liegt nun bereits ein weiterer der Gesamtreihe vor, den Hellmut Seier herausgab und den er mit einer umfangreichen Einleitung in den Hintergrund und Verlauf der Verfassungsberatungen 1815 und 1816 versah. Doch nicht nur dem Herausgeber gebührt der Dank für die geleistete mustergültige Edition, sondern neben ihm vor allem noch Winfried Speitkamp, der Jahre hindurch Archivalien sichtete und dabei die älteste erhaltene, vollständige Fassung des kurhessischen Verfassungsentwurfs aus dem Monat Dezember des Jahres 1815 entdeckte (Dok. 43, S. 155. Vgl. a. a. O. Anm. 1).

Der Band mit den insgesamt abgedruckten 81 Dokumenten bietet so dem Leser eine echte Überraschung, wobei nicht zu übersehen ist, daß auch die meisten anderen hier publizierten Schriftstücke bisher noch nirgends veröffentlicht wurden. Sie zeigen, daß Kurhessen nach dem Ende der napoleonischen Epoche nicht, wie man bisher meist annahm, einfach an die alten Zustände vor 1806 anknüpfte, sondern vielmehr, daß mancherlei neue Gedanken aus der rheinbündischen Zeit des Königreichs Westfalen dessen Untergang überdauerten. Hellmut Seier drückt den Sachverhalt in seinem Vorwort mit den Worten aus: „... vom Wollen wie von der

Wirkung her, war die Restauration in Kurhessen letztlich Rückgriff und Reform zugleich, war sie Gestern und Morgen, Kontinuität und Transformation in einem" (S. IX).

Auf 307 Seiten der vorliegenden Dokumentation spiegeln sich so der Kampf um die Konstitution, das Für und Wider der einzelnen Vorschläge, die Berichte und Bittschriften mit der jeweiligen Interessenlage der Verfasser, das Machtgefüge des Staates und die Art, wie von jedem der Beteiligten argumentiert wird. Scheiterte auch fürs erste der Versuch, dem Lande eine Konstitution zu geben, so war die aufgewendete Arbeit und viele Mühe schließlich doch nicht ganz vergebens: Bei den Überlegungen zur Ausarbeitung der kurhessischen Verfassung von 1831 griff man auf den Ansatz der Jahre 1815/16 als Denkvorlage zurück, so daß von den damals erarbeiteten Positionen schließlich doch noch ein Teil in die erste kurhessische Verfassung einging. Ein umfangreiches Personen-, Orts- und Sachregister erschließt das wichtige Werk, von dem man nur hoffen kann, daß die angekündigte Fortsetzung der Arbeit in absehbarer Zeit erscheinen wird.

Waldemar Zillinger

Repertorien des Hessischen Staatsarchivs Marburg. Bestand 180. Landratsämter Arolsen, Bad Wildungen, Korbach 1850-1942, mit den Vorakten der waldeckischen Oberämter (1814-1850). Bearbeitet von Armin Sieburg, Marburg 1985, 555 S.

Dieser Umfang des Repertoriums zeigt bereits die große Fülle des Archivgutes aus dem Raum Waldeck, das im Staatsarchiv Marburg lagert und der wissenschaftlichen Auswertung harret. Eine Vorbemerkung über die Entwicklung und Zuständigkeit der Behörden erleichtert das Verständnis für die Reihenfolge der Aktenbestände, die nach einem sehr übersichtlichen Schema angeordnet sind, z. B. Staatsverfassung und Hoheitswesen, Verwaltung des Kreises, Verwaltung der Gemeinden, Rechts- und Personenstandswesen, Öffentliche Sicherheit und Ordnung bis hin zu den Gesichtspunkten von Schule, Bildungswesen, Wohlfahrt, Kriegswesen und Judensachen. Diese mit Akribie durchgeführte Zusammenstellung eines solchen Repertoriums ist ja eine der wichtigsten Voraussetzungen für die sammelnde und interpretierende Arbeit der historischen Spezialisten, denen so der Weg leicht zu den Archivbeständen gewiesen wird. Alle Forscher sollten A. Sieburg dafür aufrichtigen Dank sagen.

Volker Petri

Polley, Rainer (Hrsg.): Bestand 100 Kurhessische Regierung Fulda (1357-) 1816-1867, 2 Bde.-Repertorien des Hessischen Staatsarchivs Marburg in Verbindung mit der Historischen Kommission für Hessen, Marburg 1983, DM 60,-.

Benutzer der beiden umfangreichen Bände tun gut daran, sich zunächst ein wenig in den Vorbemerkungen des Herausgebers umzusehen, aus denen hervorgeht, daß die kurhessische Provinz Fulda zwar seit der großen Behördenreform des Landes von 1821 die vier Kreise Fulda, Hünfeld, Hersfeld und Schmalkalden umfaßte, daß von 1816 bis 1821 aber das damals noch bestehende Fürstentum Hersfeld und die Herrschaft Schmalkalden der niederhessischen Regierung in Kassel als allgemeiner Verwaltungsbehörde der Mittelstufe unterstellt waren. Auch die kurzlebige Änderung der Verwaltungsgrenzen in den Jahren 1849 bis 1851 ist bei der Aktensuche zu berücksichtigen, da nach der vorübergehenden Auflösung der Provinz Fulda zugunsten der drei neuen Verwaltungsbezirke Fulda, Hersfeld und Schmalkalden dem Bereich Hersfeld noch Teile Niederhessens zugeschlagen wurden (die Kreise Rotenburg und Melsungen). Nach nur zweieinhalb Jahren war dieser Reformversuch bereits am Ende und wurde weitgehend zurückgenommen, um den alten Zustand wiederherzustellen. Mit einer Ausnahme: Schmalkalden kam nicht mehr unmittelbar an die Provinz Fulda zurück, sondern erhielt jetzt eine von dort gestellte Regierungskommission. Diese zeitweise Umstrukturierung der Behörden sollte man bei der Beschäftigung mit dem Bestand 100 kennen, erfaßt er doch Akten aus einem halben Jahrhundert Regierungstätigkeit der fuldischen Mittelinstanz von ihrer ersten Einrichtung an bis zum Ende des Kurstaates 1867.

Das vorliegende Repertorium wurde bereits 1951 bearbeitet. Der damalige Staatsarchivdirektor Dr. Johannes Papritz ordnete die Neuverzeichnung der Bestandsgruppe 100 an und förderte sie solange, bis er in den Ruhestand ging. Ziel der Arbeit war es von Anfang an, die ver-

schiedenen Teilbestände der Bestandsgruppe (Untergruppen a-u) aufzulösen und in einen vereinten Bestand 100 zu überführen. Das ist nun nach mehr als dreißigjährigem Bemühen endlich soweit gelungen, daß mit dem Erscheinen des neuen Findbuches auch das schon 1957 veröffentlichte Teilverzeichnis 'Kurahessische Regierung Fulda-Schulrepositor' und die in der Bestandsliste von 1963 ausgewiesenen (Teil-)Bestände als überholt angesehen werden können. Von den ursprünglich zum Bestand gehörenden Akten kam lediglich ein kleiner Teil (100 p= Prüfungskommission für Subalternstellen) zum Bestand 12b (Kriegsministerium), alles andere wurde in den neuen Bestand 100 eingegliedert. Die verschiedenen Bearbeiter des Repertoriums, von denen R. Polley laut Vorbemerkung (XXVI) nur einer der letzten war, bemühten sich, durch Springnummern die ältere Aufteilung der Bestandsgruppe nachvollziehbar zu halten, so daß die neue Numerierung zugleich eine Art Konkordanz zur alten darstellt. Über weitere Einzelheiten, insbesondere über die Frage, welche Akten aus anderen Beständen hineingekam und welche nicht, unterrichten die S. XXVIII f. des Vorwortes zur Genüge.

Ein umfangreiches Inhaltsverzeichnis erschließt die Fülle der in beiden Bänden verzeichneten Stücke. Auf insgesamt 14 Druckseiten (IV-IX im Band 1 und IV-XIII in Band 2) wird die Gliederung des Bestandes innerhalb der 13 Hauptgruppen sorgfältig unterteilt, so daß der Leser einigermaßen sicher weiß, was er unter dem jeweiligen Stichwort an Akten erwarten kann. Befriedigend ist dies Verfahren aber insofern nicht, als nur ein Orts- und Personenregister in der Lage wäre, schnell und ohne großen Zeitverlust auf die Frage eine Antwort zu geben, was der Suchende über diesen oder jenen Ort oder über bestimmte Personen überhaupt an dieser Stelle vorfindet. So muß man schon tüchtig blättern, um zu einem brauchbaren Ergebnis zu kommen. Das Fehlen eines Orts- und Personenregisters macht sich in diesen Fällen ganz besonders schmerzlich bemerkbar, da davon gerade der interessierte Heimatforscher getroffen wird. Abgesehen von diesem Schönheitsfehler liegt mit diesem Repertorium aber ein Hilfsmittel vor, das die gewaltigen Bestände des Staatsarchivs in einem zusätzlichen Teilbereich der Benutzung zugänglich macht.

Waldemar Zillinger

Raeff, Marc: *The Well-Ordered Police State. Social and Institutional Change through Law in the Germanies and Russia 1600-1800.* New Haven and London: Yale University Press 1983, 284 S.

Der Tübinger Osteuropahistoriker Dietrich Geyer setzt die deutsche landesgeschichtliche Forschung im Zusammenhang mit Raeffs Arbeit über die Polizeiordnungen in Deutschland einem harschen Verdikt aus: *Couriously enough, recent German historiography offers no example that could be compared with the author's sophisticated and elegant interpretation of these well-known sources* (betr. die gedruckten Verordnungen). *German historians are, evidently, so concerned with doing justice to the local and regional peculiarities of the Germanies that they find it difficult to develop an analysis of the Landes- und Polizeiordnungen which is topical, synthetic, and capable of transcending the geographical aspects of the matter.* (Slavic Review, Bd. 42 (1984), No 2, S. 296 f.). Dies ist Anlaß genug, die Sammlung von Essays vorzustellen, zumal diese zu einem nicht unbeträchtlichem Teil auf hessischen Quellen basieren.

Der Band besteht zu etwa drei Vierteln aus Betrachtungen zur deutschen Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts und schließt nur mit einem russischen Teil. Die Theoriebildung beruht auf Arbeiten Gerhard Oestreichs zum Begriff Sozialdisziplinierung, zur Bedeutung der Wiederbelebung der Antike in den praktischen Wissenschaften, vor allem der Stoa, und auf dessen Arbeiten zur *Policey*, verstanden als Gesamtheit von Maßnahmen zur Aufrechterhaltung des Landfriedens, der Wohlfahrtspflege und Wirtschaftspolitik, doch gibt Raeff mannigfache neue Denkanstöße. Verstanden sein will das Buch als idealtypische Darstellung, und es wird die Aufgabe der künftigen hessischen landesgeschichtlichen Forschung sein, Abweichungen vom Gesamtbild festzustellen, zu begründen und Raeff wohl an einigen Stellen zu ergänzen. Einige Irrtümer erklären sich aus der Auswertung allein normativer Quellen, nicht von Verwaltungsakten (z. B. zum vermeintlichen Erfolg von Verordnungen gegen den „Blauen Montag“ und andere Bräuche von Zünften und Gesellen, S. 82 f., anders: A. Griebinger, *Das symbolische Kapital der Ehre*, Frankfurt/Berlin/Wien 1981, S. 255 ff.).

Was den bedeutenden Spezialisten für die russische Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts zu seiner vergleichenden Untersuchung der Absichten und Wirkungen bei der Politik der guten

Policey in Deutschland und Rußland veranlaßt hat, war Peters d. Gr. wie Katharinas II. Eindruck, vom Westen seien Verfahren der Verwaltung zu erlernen, die der Regierungsspitze die Möglichkeit gäben, unter Konsumverzicht in der gelebten Gegenwart eine auf wirtschaftlichen Fortschritt hin ausgerichtete Gesellschaft zu organisieren (Raeffs „hoher Zeithorizont“ im Anschluß an Aleksandr Gerßenkron). Der Zar wollte im Unterschied zu seinen Vorgängern nicht länger mehr passiv verwalten, sondern das Potential seines Reiches entwickeln, und dies über oft brutal durchgesetzte, wenn auch – wie im Westen – didaktisch begründende Verordnungen. Peter wünschte wirtschaftliche Initiative von unten und tötete häufig diese durch den staatlichen Zwang ab. In den Augen seiner bedeutenden Nachfolgerin Katharina II. – übrigens auch Raeffs – schien Peter d. Gr. nicht erfaßt zu haben, daß die Erfolge des *Policey*staats im Westen auf freiwilliger Kooperation der Regierten auch beruhe, die durch Kooptation der Elite in die Entscheidungsgremien und die Delegation von Verantwortung nach unten, z. B. an die Stände, gewonnen wurde. Katharinas wesentlicher Beitrag für die Modernisierung Rußlands bestände daher in der Einsicht in den größeren möglichen Nutzen einer ständisch gegliederten Gesellschaft für die Ausnutzung des wirtschaftlichen Potentials, weil diese mehr Eigeninitiative zuließ als der bisherige Zustand, d. h. eine atomisierte Bevölkerung, regiert von Staatsdienern. Die Hoffnungen der Russen bei der Übernahme *policey*staatlicher Ansätze scheint Raeff sich bei der Beurteilung der kameralistischen Wirtschaftspolitik deutscher Staaten so weit zu eigen gemacht zu haben, daß m. E. der Aspekt der Wirtschaftsförderung durch die Fürsten – diese bestand doch häufig nur aus kurzfristig fiskalischen Gewinn versprechenden Einzelmaßnahmen – allzu sehr in den Vordergrund gerückt ist. Die anderen, nichthessischen deutschen Kleinstaaten im Blick, betont auch das Handbuch der deutschen Verwaltungsgeschichte¹ konservativere Ziele, die Erhaltung von Rechtssicherheit, öffentlicher Ordnung und Gesellschaftsstruktur als den Hauptzweck des *Policey*staates. Auch dies sieht Raeff – die endgültige Wertung und Gewichtung der Prioritäten bleibt künftigen Einzeluntersuchungen vorbehalten.

Leitet Raeff den Impetus für die planmäßige Wirtschaftsförderung, die Durchrationalisierung von Verwaltung und Rechtsprechung (Rezeption des römischen Rechtes) aus dem Optimismus der Renaissance her, erkannte Gesetzmäßigkeiten mit Erfolg planmäßig anwenden zu können, so wäre ich versucht, eine andere Arbeitshypothese für die Ausbildung einer modernen Verwaltung in Hessen dagegenzusetzen. Aus dem livländischen Krieg (1560) wissen wir, daß die Bauernschaft ihre Leistungen an die Obrigkeit von der Gegenleistung durch die Herrschaft abhängig machte: *Densülvigen Herruest ... hefft sick oek ein Allerm mit den Buren in Harrigen unde in der Wyck erhauen. Welckegelme Buren sick gegen dem Adel upgeworpen hebben, darümme dat se dem Adel groten Tinß und Schatting geuen, und schwar Hauenest dohn mösten, unde doch gar keine Beschüttinge van en in der Nodt darjegen hadden ...* (B. Russow, *Chronica der Provintz Lyfflandt*, 2. Aufl., Hannover-Döhren 1967, S. 62). Grund zur gleichen Klage hatte Hessens Bauernschaft nach dem 30jährigen Krieg gewiß. Ob dies in ähnlicher Form zum Ausdruck gebracht wurde und die absolute Verweigerung der von der Universität Kassel abhängigen Bauern jeglicher Leistungen für die Obrigkeit solche Motive hatte², wie weit ähnlich Verhaltensweisen verbreitet waren, bleibt noch zu erforschen. Jedenfalls sah sich die Beamtenschaft durch Strafandrohungen von oben unter dem Zwang, die Zahlung von Steuern und Abgaben zu erzwingen, und wurde von unten trotz aller Ansprüche auf dem Papier nicht bezahlt. Halfen gutes Zureden und Drohungen nicht, so mußte sich der Beamte oder Pfarrer nützlich machen, den Schwächeren schützen, ihm ohne Ansehen des Standes zu seinem Recht verhelfen, das Recht gleichmäßig auslegen, das Klientensystem aus der Verwaltungspraxis (nicht aus der Rekrutierung der Beamtenschaft) mehr oder weniger verbannen. Das Amt verwandelte sich im Unterschied zu Rußland von einer Pfründe zu einer Verpflichtung. Wäre dies an dem, so hätte nicht das Fehlen von Ständen, sondern das *Kormlenie*-Denken (Pfründen-Denken) den Modernisierungsschub in Rußland behindert, den die deutschen Kleinstaaten einem rechtsstaatlichen Denken verdanken, das der Beamtenschaft nach dem 30jährigen Krieg in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Raeffs faszinierendes Buch gibt diesen und anderen Stoff zum Nachdenken. Für die landesgeschichtliche hessische Forschung bedeutet das eine Aufforderung, erneut an die Arbeit zu gehen.

¹ Deutsche Verwaltungsgeschichte, Hrsg. K.G.A. Jeserich, H. Pohl, G.-Chr. v. Unruh, Bd. 1, Stuttgart 1983, S. 389 ff.

² I. Auerbach: Eine löbliche Hochschule, die gleich im Anfang wieder zergehen mußte. Zur Geschichte der ersten Kasseler Universität 1633-1653. – In: *Prisma. Die Zeitschrift der GHK Kassel*, Juni 1984, Nr. 2, S. 45.

Inge Auerbach

Speitkamp, Winfried: Restauration als Transformation. Untersuchungen zur kurhessischen Verfassungsgeschichte 1831-1830. Darmstadt und Marburg 1986, 901 S. (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte Nr. 67)

Das vorliegende Werk wurde als Dissertation vom Fachbereich Geschichtswissenschaften der Philipps-Universität Marburg/Lahn im Januar 1986 angenommen. Sein beträchtlicher Umfang legt Zeugnis ab von dem imponierenden Fleiß und der Energie des Verf., der es nicht versäumt, in einem fast 250 S. umfassenden Anmerkungsapparat seine Belege, Querverweise und seine Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur unterzubringen. Auf diese Weise wird die Verbindung zu dem überaus breiten Strom der historischen Kenntnisse und Erkenntnisse hergestellt. Dabei widmet sich der Verf. den neueren Fragestellungen in der Forschung, die zwar ein lebhaftes Interesse an den Ursprüngen des Parlamentarismus auf dem Boden des Deutschen Bundes und an den südwestdeutschen Reformbestrebungen des Vormärz gezeigt hatte, während für das Kurfürstentum Hessen diese Problematik noch nicht in allen Aspekten der „Verfassungsgeschichte“ in der postnapoleonischen Zeit untersucht worden ist. Selbst wichtige Akten aus der Periode 1813-20 harrten noch der Auswertung. Unter Zugrundelegung eines weiten Verfassungsbegriffes (politische Verfassung, Faktoren des Entscheidungsprozesses, Bürokratie, Institutionen etc.) möchte der Verf. in die Komplexität dieser Beziehungen stärkeres Licht bringen, wobei an Wendemarken (1813, 1815/16, 1821, 1830) umsichtig verweilt wird.

Können wir auch an dieser Stelle nicht alle Gedanken- und Argumentationsketten des Verf. nachzeichnen, so soll doch auf die Ergebnisse hingewiesen werden. Wie schon der Titel verdeutlicht, unterstreicht der Verf., daß es eine konsequente Restaurationspolitik nach einem vorgegebenen Plan nicht gegeben habe. Ebenso waren die Bundeseinflüsse von unterschiedlicher Stärke und von wechselnder Dauer. Schon 1814 fallen restaurative Bestrebungen mit Tendenzen zusammen, die auf die Ausbildung einer Konstitution gerichtet waren und besonders ihre Impulse aus der höheren Beamtenschaft erhielten. blieb Kurhessen ein „absolutistisch verfaßter Staat“ (S. 598), so gab es doch Situationen, in denen man (Fürst, Bürokratie, Stände) nahe an eine konstitutionelle Monarchie herangekommen war, bis schließlich der Souveränitätsanspruch des Fürsten doch noch siegte. Alle „Reformen“ blieben im Kern „restaurativ“. An dieser Stelle wird deutlich, daß die „Transformationsthese“ nur für Teilbereiche gültig ist und keineswegs die Dominante darstellt (S. 599).

Volker Petri

Materialien zum Unterricht, Sekundarstufe I – Heft 44; Projekt „Hessen im Nationalsozialismus“. Nationalsozialismus in Hessen. Eine Bibliographie der Literatur nach 1945. Zusammengestellt von Rolf Engelke und Horst Steffens unter Mitwirkung von Hans-Jürgen Fuchs und Christoph Stuke. Herausgeber: Hessisches Institut für Bildungsplanung und Schulentwicklung (HIPS) Wiesbaden; Bestellnr. 50335.

Das vorliegende Heft Nr. 44, eine Bibliographie „Nationalsozialismus in Hessen“, ist als Projektarbeit entstanden und wurde durch den Bundesminister für Bildung und Wissenschaft gefördert.

In den Vorbemerkungen (S. 28 ff.) wird die Bibliographie als Hilfsmittel der „schulischen und außerschulischen Bildungsarbeit“ deklariert. Durch Berücksichtigung auch „entlegener Literatur“ sollen „wissenschaftliche und didaktische Versuche der Spurensicherung“ im geschichtlichen Alltag unterstützt und erleichtert werden.

Die zur Aufnahme in den Hauptteil genannten Kriterien sind unter o. a. Tendenz akzeptabel. Wenig verständlich ist der Verzicht, „Standardwerke“ einzubeziehen. Gerade im Hinblick auf die mehrfach herausgestellte Adressatengruppe (Schüler der Sekundarstufe I) erscheint eine Ergänzung zur schnelleren Orientierung zweckmäßig. Dies kann in einer gesonderten Auflistung erfolgen und würde dem Vorwurf gewollter Einseitigkeit begegnen.

In der bereits angekündigten Fortschreibung und der damit zu erwartenden erweiterten Auflage sind die Einarbeitung des Nachtrages und die Schließung der „bibliographischen Lücke“ für Nordhessen erforderlich.

Hessische Schülerarbeiten, die im Rahmen der Wettbewerbe der Kurt-Körper-Stiftung, Hamburg, 1980/81 („Alltag im Nationalsozialismus 1933–1939“) und 1982/83 („Alltag im Nationalsozialismus. Die Kriegsjahre in Deutschland.“) geschrieben wurden, sind in einem Anhang erfaßt. Komplettiert wird die Bibliographie durch ein Sach- und Ortsregister.

Die als Einleitung verfaßten „Überlegungen zur Lokal- und Alltagsgeschichte des Nationalsozialismus“ hätte man sich in dieser „sendungsbewußten“ Form sparen können. Sie sind ein Plädoyer gegen die „Geschichtsschreibung der Herrschenden“ und für die „Alltagsgeschichte der kleinen Leute“. Der geforderte „Wechsel der Perspektive“ vom „bisherigen Bild des öffentlichen Lebens“ (Basis: Fürstenchroniken, Schulmeister- und Pfarrchroniken u. ä.) hin zur Freilegung des „nichtöffentlichen Lebens“ (Leben des Widerstands, des Kampfes um Freiräume und um alternative Gesellschaftsentwürfe, Elemente der Anpassung und der Verweigerung) wirft viele Probleme auf, nicht nur personell, weil der noch junge „Alltagsansatz“ in der „Geschichtsforschung unter der Lehrerschaft kaum bekannt ist“ oder „weil junge Lehramtsbewerber, die in ihrer Ausbildung eventuell Erfahrungen mit dem Alltagsleben in der Geschichtsschreibung gemacht haben, kaum Zugang zu einer pädagogischen Praxis an öffentlichen Schulen finden werden“. Schwarzmalerei und ideologische Kopflastigkeit helfen der Sache wenig. Frei nach Goethe könnte man resümieren: „Man merkt die Absicht, und man ist verstimmt!“ Die Verfasser müssen sich auch die Frage gefallen lassen, ob sie wirklich davon überzeugt sind, daß Schüler der Sekundarstufe I – abgesehen von Einzelfällen – in der Lage sind, „Spurensicherung“ wissenschaftlich zu betreiben.

Alles in allem aber gibt das Heft 44 den Benutzern ein brauchbares Hilfsmittel zur Beschäftigung, Einarbeitung oder Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit in die Hand.

Werner Wiegand

Brugger, Albrecht und Hans Sarkowicz: Hessen. Eine Landeskunde im Luftbild. Stuttgart: Theiss-Verlag 1985, 136 S., darin 84 Farbtafeln, 26 x 28 cm

Es hat seinen guten Sinn, daß der Bildband „Hessen“ – dies im Gegensatz zur meist üblichen Praxis – den Bildautor A. Brugger vor dem Textautor H. Sarkowicz nennt und z. B. zuerst und breit auf dem Klappentext würdigt.

Es ist tatsächlich vor allem eine „Landeskunde im Luftbild“ (Untertitel), deren Schwäche allein die vom begrenzten Umfang diktierte, nötige Selektion und damit Auslassung von ähnlich superlativisch zu würdigenden Ansichten ist, wie sie uns zumeist in den Abbildungslegenden vorgestellt werden. Als heimatliebender Nordhesse vermisse ich z. B. das Diemeltal, Grebenstein, Kaufungen, das gesamte Werra-Meißner-Gebiet, ja sogar Schloß Wilhelmsthal, obwohl dieses immerhin auf S. 30 als „schönster Rokokobau Hessens“ bezeichnet wird.

Anhand von 84 großformatigen Phototafeln, gegliedert und kommentiert unter sechs thematischen Gesichtspunkten wie „Burgen und Residenzen“, „Kirchen und Klöster“, „Stadtlandschaft“ usf., wird – mit deutlich südhessischem Übergewicht – „das Bild des Landes“ in der Vielfalt seiner Erscheinungsformen gezeichnet. Die erreichte optimale Bildwirkung wird entscheidend durch die Tatsache bestimmt, daß die (meisten) Aufnahmen nicht kartographisch „von oben“, sondern aus geringer Anflughöhe eher „schräg von vorn“ aufgenommen erscheinen, was den Betrachter mit seiner eigenen sonstigen Froschperspektive gegenüber den vergleichsweise gigantischen Panoramen der Landschaften, Burgen, Städte, Industrieanlagen etc. versöhnt. Das „Hineingehen in das Bild“ und der Nachvollzug seiner Aussage / das AbleSEN seiner Informationen wird dem Betrachter auf diese Weise erleichtert, unterscheidet sich doch seine Aussicht nur wenig von dem Ausblick z. B. von einem sehr hohen Turm.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch, daß die Bilder auf intendierte Aussagen / Ausschnitte hin photographiert erscheinen und nirgends das Gefühl stereotyper „Gesamtperspektiven“ aufkommen lassen. Kein Zweifel, die von Brugger selbst konstruierte und gebaute, vollautomatische Präzisionskamera liefert nicht nur malerische, sondern vor allem genaue Photos, welche noch mit der Lupe zu lesen und zu interpretieren lohnt.

Unterschiedliche Schlußfolgerungen läßt die Bildkompilation innerhalb des Bandes zu, der mit der „schönen“ Landschaft und ihren Details beginnt, und – übergewichtig? (Photos Nr. 53–84) – mit den technisch und wirtschaftlich bedingten Veränderungen der Naturräume endet. Dabei ist das Kapitel „Zivilisationslandschaft“ nicht konsequent genug abgetrennt von dem vorausgehenden Thema „Industrie und Verkehr“. Hier wären unzweifelhaft weitere Belege für „gestaltete Landschaften“ (s. z. B. das weite Feld der Rekultivierung) statt der inhaltlich wiederholenden Weiterführung der Abbildung von Industrieanlagen zu finden gewesen.

Kaum vermag der Begleittext zu befriedigen. Hier wurden neben den S. 133 mitgeteilten Quellen – „Bücher zur hessischen Landeskunde“ – unzweifelhaft die vom wissenschaftlichen Anspruch (oft allzu) freien Selbstdarstellungen beschriebener Gemeinden zu Rate gezogen. Bad Karlshafen als „Zentrum hugenottischer Brauchtumspflege“ ist ebenso ein durch nichts

zu stützender Tourismusgag wie die Verbindung zwischen der Sababurg und dem Dornröschen-Märchenschloß der Brüder Grimm (hier ist die sachliche Betextung für die Burg Breuberg S. 46 zum Vergleich heranzuziehen). Um den Titel eines „hessischen Rothenburg“ buhlen viele unserer kleinen Fachwerkstädte; die kommentarlose Festschreibung für Büdingen zeigt den Textautor als Opfer reiner Fremdenverkehrswerbung.

Die Geschichte Hessens (eine Seite) und die Geologie/ Topographie/ Wirtschaft Hessens (3,5 Seiten) werden ungleichgewichtig eingeführt (S. 9 ff.), sehr zum Schaden der ersteren. Über einen Satz wie „Der Wohlstand der Landgrafschaft Hessen-Kassel, der in der Wilhelmshöher Schloß-Park-Anlage einen so sichtbaren Ausdruck fand, basierte im wesentlichen auf einer ausgeklügelten Subsidiolenpolitik“ (S. 9), könnte man angesichts der manipulativen Kontraktion historischer Fakten schier verzweifeln. Oder: „Dieser ‚Soldatenverkauf‘, der schon die Zeitgenossen heftig erzürnt hatte, brachte viel Geld ins Land“ ... eine Diskussion ist überflüssig trotz Anführungszeichen. Oder: „Die Tapferkeit, die schon Tacitus bewundert hatte, machte die hessischen Soldaten besonders im 18. Jahrhundert zu begehrten Hilfstruppen“ ... – hessische Geschichte von 1700 Jahren im Superzeitraffer!

An anderer Stelle lernt (?) man etwas über die „Guerilla-Taktik“ der Chatten (S. 29) oder darüber, daß im Spätmittelalter „die Landgrafschaft langsam Konturen gewann und sich (!) nach dem Tod Philipps des Großmütigen (1567) zuerst in vier und dann in zwei selbständige Territorien teilte“ (S. 30). Man erstaunt auch sonst über den Fremdwortgebrauch – ein Beispiel: „Eine hessische Spezialität (!) sind die wenig bekannten barocken Fachwerkkirchen von Sellnrod und Zeilbach im Vogelsberg“ (S. 59). Oder: „1810 hatte in Darmstadt mit der Berufung Georg Mollers die klassizistische Bauepoche begonnen, die mit den architektonischen Veränderungen durch die hugenottische Baumeisterfamilie du Ry in Kassel korrespondierte (!)“ (S. 70). Dieser Mangel an Präzision stellt den gesamten Text und seine Verlässlichkeit auch dort in Frage, wo man aufgrund sauberer Quellennutzung Vertrauen zum Mitgeteilten haben könnte.

Gleich mehrere Fehlleistungen enthält der Satz „Landgraf Karl war der erste deutsche Souverän, der den französischen Hugenotten, die 1685 nach der Aufhebung des Edikts von Nantes ihr Land verlassen hatten, bestimmte Vorrechte einräumte“ (S. 70). Daß die nach Hessen eingewanderten Hugenotten „begehrte Arbeitskräfte“ waren, „die modernste Handwerkstechniken und Maschinen mitbrachten“ (S. 70), übertrifft selbst die Wunschvorstellungen des aufnehmenden Landgrafen bei weitem.

Wer z. B. Hofgeismar kennt und um die zahlreichen auch im Photo S. 83 deutlich unterscheidbaren Neubauten im Markt- und Marktstraßenbereich („an dem langgezogenen Straßenmarkt“, S. 73; wo ist der ??) weiß, wird verwundert die Bildinterpretation lesen, daß gerade hier „eine Reihe von besonders schönen Fachwerkhäusern in diemelsächsischer Bauweise“ erhalten sind. Weiter noch wagt sich Sarkowicz: „Das relativ einheitliche Bild stören (!) das romanisierte (!) Rathaus (1728–30, 1853–56 gründlich umgebaut) und die moderne Stadthalle“. Das kennt man doch ...? !! Bei der vermutlichen Quelle Dehio-Gall heißt es zum Rathaus (Überprüfungstermin laut Vorwort M. Backes 1962–64 !!): „1853–56 gründlicher romanisierender (!) Umbau von nicht sehr glücklicher städtebaulicher Wirkung“. Kommentar überflüssig ?? Kommentar überflüssig !!

Insgesamt ein photographisch höchst attraktiver Band mit – soweit überprüft – z. T. äußerst bedenklichem Textteil.

Helmut Burmeister

Volks- und Kulturforschung

Wesoly, Kurt: Lehrlinge und Handwerksgesellen am Mittelrhein. Ihre soziale Lage und ihre Organisation vom 14. bis ins 17. Jahrhundert. Frankfurt/Main: Waldemar Kramer 1985, 415 S. (Studien zur Frankfurter Geschichte 18)

Der Verfasser überrascht durch ein exzellentes Werk, das uns nicht so sehr wegen seines Umfangs Anerkennung abfordert, sondern wegen der umsichtigen Ausschöpfung von beträchtlichen Beständen weit verstreuten Archivmaterials, auf das die unter dem Text auf allen Seiten angebrachten Anmerkungen kontinuierlich verweisen.

Geographisch begrenzt der Verf. die Studie auf die Bischofsstädte Mainz, Speyer und Worms sowie Landau und die freie Reichsstadt Frankfurt/Main. Bei der Erfassung ihrer Größe nach den Einwohnerzahlen bewegt sich der Historiker bereits auf unsicherem Boden, denn die Aus-

wertung des vorhandenen lückenhaften Quellenmaterials wirft mehr Fragen auf als sie sichere Antworten liefert. Nur Frankfurt könnte mit seinen mehr als 10000 Einwohnern eine mittelalterliche „Großstadt“ gewesen sein.

Einige Handwerksgruppen waren für die Wirtschaft des Raumes wichtig, ohne jedoch eine überragende Rolle gespielt zu haben, z. B. die Weber, die Tucher, die Bender (Faßbauer), die Gärtner und Häcker (Lohnarbeiter im Rebbau), Seidenbandweber u. andere.

Ein Kapitel ist dem Lehrlingswesen gewidmet, so u. a. den moralischen Voraussetzungen bei der Aufnahme des Lehrlings, den materiellen Abgaben an die Zunft, dem Lehrvertrag. Die Ausübung eines Züchtigungsrechtes durch den Meister führte oft zu Mißhandlungen des Lehrlings, der nur mit Hilfe der Eltern beim Zunfttrat Beschwerde einlegen konnte. Bei der Herkunft der Lehrlinge fällt auf, daß viele aus der engeren oder weiteren ländlichen Umgebung der Städte kamen, daß z. B. aber der Anteil an Meistersöhnen gering war.

Anschauliche Schilderungen der Lebensverhältnisse von Gesellen im Meisterhaus - Essen, Trinken, Streitigkeiten, Sexualität - begegnen uns in einem zweiten Kapitel, in dem auch die Problematik der wissenschaftlichen Erfassung ihres „Lebensstandards“ durch den Vergleich von Lohn- und Preisentwicklungen angesprochen wird. Vorhandene vielfältige Unterschiede verbieten jegliches Pauschalurteil. Waren die Druckergesellen „Spitzenverdiener“, so standen die Schneidergesellen am Ende der Lohnskala, die für ihren Wochenlohn um 1500 gerade ein Maß Wein kaufen konnten.

Die Schwankungen des Gewichts für Roggenbrot zwischen 1350-1600 in Frankfurt sind ein Indikator für Konjunkturen und Rezessionen, für Kaufkraftanstieg oder Kaufkraftverfall; diese Vorgänge werden durch Preisreihen für Fleisch und Wein bestätigt, so daß man zu der Annahme kommen muß, daß Familiengründungen in der zweiten Hälfte des 16. Jhds. für Handwerksge­ sellen fast unmöglich geworden waren. Verarmung und Verschuldung blieben nicht aus.

In einem dritten Kapitel wird erkennbar, welche Voraussetzungen für den Erwerb der Meisterschaft zu erfüllen waren und wie es den Zünften in Rezessionszeiten notwendig erschien, durch Mutzeit, Meisterstück oder Wanderschaftsnachweis den Zugang zur Position des Zunftmeisters zu regulieren, um eine Überbesetzung zu verhindern.

Das Phänomen der Gesellenwanderung, bereits im 14. Jahrhundert urkundlich in den mittelhheinischen Städten nachgewiesen, wird in den Mittelpunkt eines weiteren Kapitels gestellt, wobei neben den traditionellen Motiven (Erkenntniserwerb, Verbesserung der handwerklichen Qualifikationen) auch seine ökonomischen Funktionen bewußt gemacht werden, d. h. die Entlastung des lokalen Arbeitsmarktes in Perioden der Rezession, Verminderung der Konkurrenz auf der Ebene der ortsansässigen Meister. Entwickelten die Gesellen eines Handwerks auch ein Gruppenbewußtsein, so kommt es doch nirgends zu einem Klassenbewußtsein aller Gesellen, die sich einem revolutionären Programm oder einer solchen Aktion verschrieben hätten. Andererseits ist ihre Anteilnahme an „Bürgerkämpfen“ in der Epoche nachweisbar.

Die abschließenden Kapitel widmet der Verf. den Gesellenvereinigungen, zu deren Hauptaufgaben die Fürsorge im Krankheits- und Todesfall sowie die Organisation des geselligen Lebens zählten. Auch Konflikte zwischen den städtischen Obrigkeiten und den Gesellen bleiben nicht aus.

So kann diese sozialwissenschaftliche Studie ungeachtet ihrer regionalen Begrenztheit einen wichtigen Beitrag zur Aufhebung von alten Vorurteilen leisten. *Volker Petri*

von Wilckens, Leonie: Spiel - Spiele - Kinderspiel. - Katalog zur Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, hrsg. von Gerhard Bott, Nürnberg 1985, 97 S., 192 Abb., davon 6 farbig.

Der Ausstellungs- und Katalogtitel „Spiel - Spiele - Kinderspiel“ war Programm; er engte thematisch nicht ein und grenzte auch nicht aus. Mit dieser weitgefaßten Aufgabenstellung wurde die Nürnberger Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum vom 8. März bis 4. Mai 1986 einem umfangreichen Sachkomplex in hohem Maße gerecht. Die Stichworte „Spiel“ und „Spielen“ zielten nicht nur auf das Kinderspiel, wie immer wieder angenommen wird; die Ausstellung versuchte, diese weit verbreitete, aber unzulässige Eingrenzung mit Recht zu korrigieren. Spiel und Spielen sind Grundbestandteile des menschlichen Lebens; sie sind Voraussetzungen für eine erfolgreiche Daseinsbewältigung und deshalb nicht nur für bestimmte Altersgruppen bedeutsam.

Nach dieser Maßgabe gelang es Leonie von Wilckens, in Ausstellung und Katalog durch 175 gut ausgewählte, sonst nicht oder nur selten gezeigte Exponate aus dem 16. bis 19. Jahrhundert mit einem umfassenden Spielbegriff bekanntzumachen. Sie gliederte Ausstellung und Katalog in drei Teile: 25 Exponate ermöglichten überzeugende allgemeine Aussagen zum Spiel, 71 belegten den Reichtum an Brett-, Würfel- und anderen Spielen, und 37 bzw. 42 Ausstellungsstücke dokumentierten das Kinderspiel, nach Mädchen- und Jungenspielen getrennt. Alle gezeigten Objekte werden im Katalog in Kurzform exakt beschrieben, viele auch abgebildet. Bei den Bildern hätte man sich allerdings etwas mehr Farbe gewünscht, gerade deshalb, weil ein Teil der Ausstellungsstücke erst durch ihre farbliche Gestaltung zur Wirkung gelangt.

Besondere Beachtung verdient der 15 Seiten umfassende Einleitungstext. Er setzt sich zunächst mit Aussagen von Jan Huizinga und Hugo Rahner über das Spiel auseinander. Dann folgen Hinweise zum Bedeutungsumfang des deutschen Wortes „Spiel“. Weiter bilden Ausführungen zum Spiel im Mittelalter mit einem – im Vergleich zu heute – wesentlich anderen Spielverständnis einen Darstellungsschwerpunkt. Damals war das Spiel „Tätigkeit, Bewegung, Training, Freude, Vergnügen“ (S. 10) und bildete noch keinen Gegensatz zur Arbeit.

In einem vierten Abschnitt untersucht die Verf. die Bedeutung und Bewegung von Spiel und Spielen in einem „Gang“ durch die Geschichte der Pädagogik. Der Leser wird mit den Auffassungen von Rousseau, Basedow, Pestalozzi, GutsMuths, Salzmann, Campe und Kletke vertraut gemacht. Weiter folgen Hinweise zum Spielehandel seit dem 18. Jahrhundert und eine kurze „Literaturschau“ zum Thema „Spiel“ seit der Mitte des 17. Jahrhunderts.

Anhand zweier Beispiele (Puppenhaus und Gänsepiel) faßt die Autorin ihre Beobachtungen noch einmal zusammen. Der Text endet mit einer Definition zur Frage „Was ist Spiel?“ und mit einem Appell an die Spielzeughersteller, möglichst gutes, den Kindern in ihrer Entwicklung förderliches Spielzeug herzustellen.

Das Buch ist über das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg zu beziehen. Es bietet kurze und zuverlässige Informationen zum Thema „Spiel“ und kann allen Psychologen und Pädagogen, aber auch allen interessierten Lesern uneingeschränkt zur Lektüre empfohlen werden.

Friedrich-Karl Baas

Schüling, Hermann: Sagen des Kreises Gießen. Gießen 1983, 111 S.

200 Sagen und ähnliches Erzählgut sind mit Varianten und Hinweisen auf Parallelen übersichtlich gedruckt (S. 1-86). Ausführlicher sind Literatur- und Quellenverzeichnis (S. 87-98). Das Motivregister dient der Erschließung des Stoffes. Die nach Orten angeordneten Sagen sollten in einer neuen Auflage mit Einleitung oder erklärendem Nachwort versehen werden, um beispielsweise Fragen nach der Lebendigkeit der Berichte, nach der sprachlichen Fassung und dem Anteil des Autors zu beantworten. Im Motivregister, das die erarbeiteten Erzähltypen berücksichtigen könnte, fallen neben ätiologischen Sagen zum Beispiel auf: Bäume, Schinderhannes, Werwolf, Zauber.

Das vorwiegend der Literatur entnommene Erzählgut ist gut zusammengetragen und vermittelt eine Vorstellung von der Vielfalt, die in einer relativ kleinen Landschaft zu finden ist.

Alfred Höck

Gandert, August / Miehle, Brunhilde: Handwerk und Volkskunst in der Schwalm. Herausgegeben vom Schwälmer Heimatbund, Schwalmstadt-Ziegenhain 1983, 382 S., zahlreiche s/w-Abbildungen

Schwälmer Handwerk und Schwälmer Volkskunst vereint das vorliegende Werk August Ganderts. Rund 50 Jahre ist es her, daß Lehrer Gandert durch die Schwalmdörfer radelte und in einem für damalige Verhältnisse beispielhaften Vorhaben Daten und Fakten der handwerktreibenden Bevölkerung sammelte. Nun ist also dieses Material, das Brunhilde Miehle bearbeitet hat, auf dem Tisch. Sein Manuskript blieb unverständlicherweise – bis zu dieser Herausgabe durch den Schwälmer Heimatbund – unveröffentlicht. Der damalige Auftraggeber Ganderts, das Hessische Landesmuseum, konnte in diesen Jahrzehnten aus mancherlei zwingenden Gründen weder die Bearbeitung noch die Publikation leisten.

Der Autor vermittelt dem Leser in einem ungewohnt hautnahen und lokalkolorierten Bild eine Fülle von Handwerken. Da ist (selbstverständlich) vom Schreiner die Rede wie vom Töpfer, vom Schuhmacher wie vom Dorfschmied, ebenso aber auch vom Schnallenmacher, Sockenstricker und vom Seifensieder, insgesamt von 35 Berufen. Gandert versteht es (jedenfalls in dieser Bearbeitung), die Verzahnung der weit verzweigten handwerklichen Erwerbstätigkeiten vor unsere Augen zu zaubern. So etwas wie „Stammesstolz“ der Schwälmer spricht aus seiner Diktion (was wäre der Schwälmer ohne seine „Volkskunst“, könnte man denken). Und so begleitet die Sichtweise einer Volkskunde vergangener Prägung durch die Lektüre, und das ist schade. Zu schön, um wahr zu sein, wenn der Gandertschen Faktensammlung etwa eine soziokulturelle Betrachtungshilfe beigegeben worden wäre (Brunhilde Miehe klammert dies weitgehend bereits in ihrer Einführung aus).

Ein schmerzliches Defizit zeigt sich denn auch auf sozialgeschichtlichem Feld: das jeweilige Objekt mag z. B. minutiös in seiner Herstellung beschrieben worden sein, was aber ist mit den Verfertigern? Definiert sich das Interesse an ihnen lediglich durch Produktivität?

Daneben gibt anderes zu denken. Was etwa bedeuten die häufig im Text wiedergegebenen mundartlichen Formulierungen *bongt gemoacht* z. B.? Doch keine Angst: auf Seite 353 wird es erklärt. Auch wer nicht weiß, was die kleinen Sternchen an zahlreichen der Fotografien besagen, fasse sich in Geduld: die Bearbeiterin erklärt es in ihrem Nachwort auf der letzten Seite des Buches. Manche Oberflächlichkeit mag sich aus den grundsätzlichen Problemen der Edition eines 50jährigen Manuskriptes ergeben: doch was nützen dem Leser aufwendige Belege über Preise, wenn Kaufkraftvermerke und ausreichende Vergleichbarkeit fehlen? Und im Jahre 1983 (!) kommentarlos die „Naivität echter Volkskunst“ festzuhalten, dürfte manchem die Sprache verschlagen.

Der Verlag wäre sicher besser beraten gewesen, hätte er Ganderts Arbeit als zeitbedingte Quelle und wissenschaftsgeschichtliches Dokument veröffentlicht und dem eine Relativierung, evtl. auch eine Fortschreibung, beigegeben.

Dennoch: wenn auch vieles in diesem Buch durch die offenerzige Volkskundlerseele aufgenommen zu sein scheint, so ist doch andererseits mit diesem Werk eine kundige und facettenreiche Beschreibung des Handwerks in der Schwalm gelungen, die nicht anders als verdienstvoll genannt werden muß. Dies ist allemal eine nicht alltägliche Leistung des Autors und seiner Bearbeiterin. Gandert/Miehes Beschreibungen kommen aus erster Hand, und darin liegt ein weiterer Vorteil. Auch bei kritischer Betrachtung ist den Autoren und dem Schwälmer Heimatbund Dank zu sagen für die unendliche Mühe, die mit einem solchen Publikationsunternehmen verbunden ist. Bleibt auch mancher Wunsch offen – dieser Band 1 einer auf drei Bände konzipierten Reihe über die Schwalm läßt uns mit Neugier die nächste Veröffentlichung erwarten.

Uwe Reher

Keweloh, Hans-Walter (Hrsg.): Flößerei in Deutschland. Stuttgart: Theiss 1985, 172 S., 90 Abb. (Hrsg. i. A. des Deutschen Schiffahrtsmuseums Bremerhaven)

Außer dem Herausgeber (Bau von Flößen; Technik der Floßfahrt) haben Detlev Ellmers (Flößerei in Vorgeschichte, Römerzeit und Mittelalter), Jürgen Delfs (Die Flößerei in Deutschland und ihre Bedeutung für die Volks- und Forstwirtschaft), schließlich Gilles Piot und Birgit Schweizer (Darstellung der Flößerei; Arbeits- und Lebenswelt eines Flößerdorfes am Beispiel von Unterrodach; Die Entstehung des Mythos „Flößer“; Gaudiflößerei) zur Bearbeitung des wichtigen Themas beigetragen, um es von vielen Seiten zu beleuchten.

Wer die Bedeutung des Transportwesens bedenkt, kann die Flößerei nicht übersehen, die bis zum Ausbau der Schienenwege und bis zum Einsatz des Lastkraftwagens nicht nur auf großen Flüssen zur Holzversorgung, sowie zur Waren- und Personenbeförderung erheblich beitrug. Unter verschiedenen Aspekten gestalten hier Kenner in anschaulicher Art ein Bild, das die beteiligten Sozialgruppen mit ihrer Arbeits- und Lebenswelt gebührend einbezieht. Die sorgsam ausgewählten Bilder, die meist kaum bekannt sein dürften, erfüllen dabei eine wichtige Aufgabe. Das Glossar wie die Auswahlbibliographie sind zu begrüßen; und das Register der Orts- und Flußnamen erschließt das inhaltreiche Buch.

Das Register verdeutlicht auch, daß unter hessischem Gesichtspunkt manches aufzuarbeiten ist; auch wenn man hier nur an den Nordosten denkt, wäre eine zusammenfassende Darstellung dringend.

Dabei könnte dieses begrüßenswerte Buch eine Anregung sein, für dessen Gestaltung dem Verlag zu danken ist und das auch der Volkskundler begrüßt.

Alfred Höck

Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Neue Folge 17, 1985. Der große Aufbruch. Studien zur Amerikaauswanderung. Marburg: Jonas 1985, 264 S.

Die hier publizierten Studien lassen sich drei Bereichen zuordnen: Der erste umfaßt solche, die historisch und sozialwissenschaftlich orientiert sind, indem sich die verschiedenen Verfasser bald methodologischen Fragen der Auswanderungsforschung (G. Moltmann), bald dem historischen Auswanderungsprozeß aus Kurhessen (I. Auerbach), bald dem kulturellen Leben dieser Auswanderer in der besonderen Ausprägung des Liedgutes (L. Röhrich), der Briefformen (P. Mesenhöller), dem Brauchtum (P. Assion), den „Ratgebern“ (St. Görich) zuwenden. Der zweite enthält Analysen zur Geschichte und zum Inhalt von Publikationen, die von hessischen Auswanderern in den USA redigiert wurden, z. B. die „Hessischen Blätter und die Hessen-Darmstädter Zeitung“ (R. Paul) sowie der „Deutsche Pionier“ (Ruth Roebke). Als Ergänzung hierzu erscheint eine wortgeschichtliche Untersuchung über die Entstehung und Entwicklung von drei für die Deutschen üblichen Namen im Amerikanischen: Palatine, Hessian und Dutchman (Don Yoder). Der dritte Bereich besteht aus der Skizze eines Forschungsprojektes über die Möglichkeiten und Schwierigkeiten der Auswertung Hamburger Passagierlisten von ca. 5 Mio. deutschen Auswanderern. Damit greift man noch einmal die eingangs beschriebene Forschungsproblematik auf.

Den Herausgebern dieses Sammelbandes ist es gelungen, deutlich zu machen, wie erfolgreich ein interdisziplinäres Vorgehen bei der Aufarbeitung des Themas „Auswanderung“ sein kann. Alle Einzelstudien, so unterschiedlich sie auch in den Methoden und Ergebnissen sein mögen, bilden dann die Elemente zu einem bunten Gesamtbild. – Als Nachteil wird empfunden, daß die Reproduktionen von Texten auf den Seiten 62, 63, 160, 163 schwer lesbar sind und sich damit einer Bearbeitung beispielsweise in weiterführenden Studien entziehen. Auch die Wiedergabe farbiger Ölgemälde durch einen Schwarzweißdruck reduziert bedauerlicherweise die Aussagekraft des Originals, so daß der Leser eine eigene Interpretation nicht mehr durchführen kann.

Volker Petri

Orts- und Regionalgeschichte

Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland.

Bd. 7: Stadt und Landkreis Kassel. Bearb. v. Landesamt für Denkmalspflege Hessen i. Verb. m. d. Staatlichen Kunstsammlungen Kassel. Stuttgart: Theiss-Verlag 1986, 228 S. m. 65 Kartenskizzen und Lageplänen, 58 Abb., kartoniert, 24,80 DM.

Bd. 8: Der Schwalm-Eder-Kreis. Bearb. v. Landesamt für Denkmalspflege Hessen. Stuttgart: Theiss-Verlag 1986, 208 S. m. 30 Kartenskizzen und Lageplänen, 74 Abb., kartoniert, 24,80 DM.

Die vom Theiss-Verlag unter dem Titel „Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland“ fortgeführte, ehemals im Philipp von Zabern-Verlag publizierte Reihe „Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern“ schließt mit den Bänden 7 und 8 endlich an den letzten (50.) Band der Vorgängerin an, der sich in einführenden Beiträgen dem niederhessischen Raum gewidmet hatte.

Leider hat, dies vorab, die durch Einstellung und Verlagswechsel begründete, doch erhebliche Verzögerung in der Herausgabe (rd. 4 Jahre, z. T. mehr) gerade die zahlreichen Beiträge zur nordhessischen Museumslandschaft um Kassel, aber auch einzelne Fundhinweise und selbst die beigegebenen Quellenverweise etwas an Aktualität verlieren lassen. Daß vor allem die 22 Museen und Museumsabteilungen mit einem Stand von 1982 (bei Band 8 z. T. 1980/81) von ihren damaligen Leitern portraitiert sind, ist angesichts der außerordentlichen Bewegung auf diesem Gebiet im nördlichen Hessen etwas betrüblich. Hier wäre eine näher an den Publikationszeitpunkt herangerückte Manuskriptüberprüfung hilfreich gewesen.

Das eigentliche Anliegen der „Führer“ bleibt von diesem Einwand jedoch weitgehend unberührt. Sinnvoll die jeweiligen Fundgegebenheiten einbeziehende Exkursionsvorschläge erschließen den Reichtum insbesondere der archäologischen Geländedenkmäler und auch – dies sei mit sehr gemischten Gefühlen gesagt – die wichtigsten Fund-(und Sammel-!!)Plätze durch relativ bis sehr genaue Schilderungen der Zuwegung zu den einzelnen Objekten.

Verfassernamen wie F.-R. Herrmann, I. Kappel, L. Fiedler, R. Gensen, J. Bergmann und N. Wand geben Gewißheit hinsichtlich der fachwissenschaftlichen Verlässlichkeit der Darstellung. Zahlreiche Illustrationen (Lagekarten, Objektskizzen, Photos von Geländedenkmälern und Museumsexponaten) machen die beiden „Führer“, die zusammen und umfassend rd. 80 Fundplätze, Denkmäler und Einzelobjekte vorstellen, zur unverzichtbaren, trotz der Komprimierung gut lesbaren archäologischen Basisliteratur.

Helmut Burmeister

Bergmann, Waltari: Tausendjähriges Morschen. Geschichte und Geschichten der Gemeinde Morschen und ihrer sieben Ortsteile. Hrsg. von der Gemeinde Morschen 1985, 487 S.

Anlässlich der 1000-Jahrfeier von Morschen, dem 750jährigen Jubiläum von Altmorschen, dem 750jährigen Bestehen des ehemaligen Klosters Haydau und des 25. Klosterpark- und Heimatfestes legte die Gemeinde Morschen einen hervorragend ausgestatteten Band von 487 Seiten vor.

Waltari Bergmann stellt in seiner Einführung heraus, daß dieses Heimatbuch mit Absicht auf Vielfalt angelegt ist, und daß man beim Aufbau des Bandes z.T. neue Wege gehen wollte. Geschichte sollte aufgelockert in der Form von „Geschichten“ dargeboten und der heutigen Zeit ein breiter Raum eingeräumt werden.

In dem umfangreichen Inhaltsverzeichnis sind denn auch nicht weniger als 331 Einzelbeiträge aufgeführt, die sich in die Hauptabschnitte „Lebendige Vergangenheit“, „Vom kulturellen und gesellschaftlichen Miteinander in den vergangenen Jahrhunderten“, „Vom gemeinsamen Leben und von notvollen Zeiten“ und „Von Morschen und seinen Ortsteilen“ gliedern.

Bergmann greift nach eigenen Angaben bei den von ihm verfaßten „Geschichten“ auf frühere Publikationen zurück, auch wird die reiche heimatgeschichtliche Erfahrung des Autors spürbar. Doch so unterhaltsam und eingängig die Berichte auch sein mögen, für den historisch interessierten Leser stellt sich als ständig wiederkehrender Mangel der fast vollständige Verzicht auf ein Anmerkungsverzeichnis mit Angaben der Fundstellen und Quellen heraus. Diesen Mangel gleichen auch die am Ende des Buches aufgeführten Abschnitte „Morschen in der Heimatliteratur“ und „Gedruckte und ungedruckte Quellen“ nicht aus, da hier lediglich eine Auflistung ohne Zuordnung erfolgt. Damit wird die Chance vertan, ein fundiertes Heimat-Geschichtsbuch zu schaffen. Der durch Bilder (73) und Zeichnungen (26) gut illustrierte Band bleibt so leider nur ein geschichtliches Volks-Lesebuch.

Für Waltari Bergmann ist das Heimatbuch eine „Liebeserklärung“ an Morschen. Ich nehme an, daß inzwischen viele Bürger des Morschener Raumes diesen „Prachtband“ zu ihrem Hausbuch gemacht haben.

Werner Wiegand

Kessler, Wilhelm: Geschichte der Universitätsstadt Marburg in Daten und Stichworten. 2., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Marburg: Presseamt der Stadt Marburg 1984 (= Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur, Bd. 15), 220 S., ca. 40 Abb.

Von Jugend an hat sich Wilhelm Kessler mit der Geschichte seiner Heimatstadt beschäftigt und dieses Interesse auch während seiner beruflichen Tätigkeit nie aufgegeben. Die Jahre des Ruhestandes hat der Mediziner dazu genutzt, neben vielem anderen auch einen Abriß der Geschichte Marburgs zu erstellen, der endlich, 13 Jahre nach der ersten Auflage, in ergänzter und überarbeiteter Form vorliegt. Wer allerdings eine in sich geschlossene, zusammenhängende, flüssig zu lesende, nach thematischen Schwerpunkten geordnete Darstellung erwartet, sieht sich getäuscht – der Untertitel „... in Daten und Stichworten“ ist wörtlich zu nehmen.

Mit knappen, im allgemeinen auf das Notwendigste reduzierten Hinweisen in streng chronologischer Abfolge führt Kessler eine schier unübersehbare Fülle von Ereignissen auf; in tabellarischer Zuordnung der Fakten zu dem jeweiligen Jahr wird ein Zeitraum von rund 3000 Jahren skizziert. Das strenge Ordnungsschema macht, ohne daß es eines besonderen Hinweises bedarf, allein durch die größere Fülle von Daten und Fakten die Zeiten bedeutsamer Gestalten und Ereignisse sichtbar; so die Jahre der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, der Reformation und der Regentschaft Philipps des Großmütigen. Daneben aber finden sich Hinweise zu einer Vielzahl von Themen: Stadt- und Universitätsgeschichte; städtebauliche Entwicklung; Stadtrecht; Zunftwesen; Schul- und Bildungswesen; Stellung, Rechte, Pflichten, Sitten des Bürgers; studentische Verbindungen; Marburg in der (belletristischen) Literatur; ...

Sobald sich der Leser auf die trockenen, sachlichen Stichworte einläßt, wird er auf weitere Fragestellungen aufmerksam. Dann allerdings läßt Kessler ihn allein. Der Leser muß selbst aus der Fülle des Materials dasjenige heraussuchen, was zu dem ihn interessierenden Thema gehört. Zwar ist dem Band ein Namen- und Sachverzeichnis angefügt, aber auch dieses hilft dem Suchenden kaum weiter. Überhaupt wäre hier doch noch manche Ergänzung wünschenswert. So sucht man beispielsweise vergeblich nach dem Stichwort „Marburger Tapetenfabrik“ (der Große Brockhaus zählt sie zu den sechs bedeutendsten deutschen Unternehmen); nur wer den Namen der Gründerfamilie kennt, findet mit Hilfe des Namen- und Sachverzeichnisses wenigstens das Gründungsdatum erwähnt.

Je mehr sich Kessler der Gegenwart nähert, desto umfangreicher ist das von ihm dargebotene Material, desto deutlicher werden aber auch die persönlichen Neigungen und Interessenschwerpunkte des Autors. Das zeigt sich nicht nur an der Zunahme der (im ganzen seltenen) wertenden Attribute, sondern an der Auswahl der Hinweise. So werden etwa die trotz aller Schwierigkeiten schließlich doch erfolgreiche Eingliederung der meisten der über 10000 Flüchtlinge (das bedeutet fast ein Viertel der Bevölkerung) und der Bereich der seit dem 19. Jahrhundert in Marburg angesiedelten Industrie (eine Ausnahme: die Behring-Werke) recht stiefmütterlich behandelt; die Rauch- und Kautabak-Fabrik Niederehe, die Marburger Tapetenfabrik, die Temmler-Werke und der Betrieb Monette werden je einmal genannt, andere, ebenfalls überregional bedeutende Industrien wie die Hessische Schraubenfabrik, deren 25jähriges Bestehen 1972 nicht nur in der Regionalpresse gewürdigt wurde, finden keinerlei Erwähnung. Zwar wird darauf hingewiesen, daß Eugen Jochum am 14. 12. 1967 in Marburg ein Konzert dirigierte und daß am 23. 10. 1984 den Burgschauspieler Oskar Werner in einem Marburger Hotel der Tod ereilte, aber eine international so anerkannte Künstlerin wie die Cellistin Angelica May oder den Schauspieler Christoph Bantzer, der in Marburg seine Schulzeit verbracht hat, sucht der Leser vergebens. Die von 1970 an immer wieder zu findenden Wettermeldungen (20. 12. 1978: „Erster geringer Schneefall; keine weiße Weihnachten“ / S. 187) erscheinen neben Informationen aus der Landespolitik, aus dem Stadt- und Universitätsleben von doch eher subjektiver Bedeutung.

Gerade diese trotz allen Bemühens um Sachlichkeit durchscheinende Individualität des Autors erlaubt es dem Leser aber auch, eigenes Erleben einzubringen, zu ergänzen, sich zu erinnern. Insofern bietet dieses Buch nicht nur, wie es im Geleitwort heißt, „dem Suchenden erste Information und Orientierung“ und regt ihn „zum weiteren Nachforschen und Beschäftigen mit der Stadtgeschichte“ an (S. 4), sondern es kommt zu einer menschlichen Begegnung zwischen Leser und Autor auf der Basis der jeweils persönlichen Erfahrungen und Eindrücke in Marburg.

Renate Menzel

Rund um Frankfurt. Ein Handbuch mit vielen schönen Bildern und nützlichen Plänen; den Bewohnern von Frankfurt am Main und der Nachbargemeinden gewidmet. Hrg. unter Mitarbeit von Freunden der Heimat durch Heinrich Bingemer, Wilhelm Fronemann und Rudolph Welcker. Reprint der Ausgabe von 1924. Frankfurt 1985. 348 S. 95 Abb.

Der hier vorliegende Nachdruck des obigen Heimatbuches erfüllt praktisch die Funktion einer historischen Quelle, ruft er uns doch den Zustand Frankfurts und seines Umlandes vor rund 60 Jahren in Erinnerung. Von den verheerenden Bombenangriffen des Zweiten Weltkriegs, die die Mainmetropole in Schutt und Asche legten, und den Flüchtlingsströmen der Nachkriegszeit, die auch im Unterraumgebiet die Struktur der Bevölkerung entscheidend veränderten, wußte man bei der Entstehung dieses Heimatbuches noch nichts. Die Gegend um Frankfurt präsentiert sich hier als eine unverfälschte, historisch gewachsene Landschaft, in der die herkömmlichen Lebensgewohnheiten der dortigen Bevölkerung weitgehend intakt geblieben waren. In seiner Einführung hebt Rudolph Welcker die Brückenfunktion Frankfurts zwischen Nord und Süd „im deutschen Land“ hervor. Hier trafen sich die großen Straßen von der unteren Donau nach den Niederlanden und von Leipzig nach Paris. Die Lage an einem verkehrsgeographischen Drehkreuz begünstigte schon im Mittelalter den Aufschwung des Frankfurter Handels und die Entwicklung des Ortes zu einer überregionalen Messestadt. Nicht zufällig war, daß Frankfurt, das über ähnliche Voraussetzungen wie Leipzig verfügte, sich neben diesem zum bedeutendsten Handelszentrum in Deutschland entwickelte. Trotz des geringen Umfangs des Frankfurter Umlandes findet sich hier eine Fülle regionaler Besonderheiten, die nicht

nur im Landschaftsbild, sondern auch in den Siedlungsverhältnissen und in der unterschiedlichen politischen Entwicklung der einzelnen Orte sichtbar wird. Die territoriale Buntscheckigkeit dieses Gebiets wurde zwar durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 und die Bismarcksche Einigungspolitik weitgehend beseitigt, sie hinterließ jedoch bis ins 20. Jh. hinein ihre Spuren. Erst den durch den Zweiten Weltkrieg verursachten Umwälzungen blieb es vorbehalten, diese Besonderheiten zu nivellieren. Nach einem von Wilhelm Wenz verfaßten topographisch-geographischen Überblick des Frankfurter Raums und der Betrachtung der heimischen Tier- und Pflanzenwelt folgt ein geschichtlicher Abriß, der die Besiedlung des Untermaingebiets von der prähistorischen über die Römer- bis in die fränkische Zeit zum Gegenstand hat. Im folgenden beschäftigen sich Otto Ruppertsberg und Rudolph Welcker mit der „Dreieich“, einem ausgedehnten walddreichen Gebiet zwischen Rhein, Main, Spessart und Odenwald, das ursprünglich ein königlicher Bannforst war und 977 erstmals urkundlich belegt ist. Der Name „Dreieich“ hat sich in der heutigen Ortsnamenform „Dreieichenhain“ bewahrt. Die wichtigste mittelalterliche Quelle für dieses Gebiet ist das von Kaiser Ludwig dem Bayern im Jahre 1328 erlassene Weistum der Dreieich, in dem die Grenzen des Forsts, die dem König darin vorbehaltenen Rechte, die Dienstpflichten und Berechtigungen der kaiserlichen Beamten, des Schultheißen und Vogts, des Forstmeisters und der Wildhufner sowie die Ausübung der Jagd und Fischerei und die Holz- und Waldnutzung festgelegt sind. Erwähnenswert ist, daß das Weistum dem Reichsschultheißen von Frankfurt – sein Amt ging 1372 auf die Stadt Frankfurt über, was eine wesentliche Voraussetzung für ihre Entwicklung zur Reichsstadt war – in der Dreieich eine wichtige Funktion übertrug. Er war dort – wie in Frankfurt – der Stellvertreter des Kaisers und hatte als solcher die Verpflichtung, in Notfällen den militärischen Schutz des Forstes zu übernehmen. Parallel mit dem Niedergang der kaiserlichen Zentralgewalt bildeten sich im Untermaingebiet Territorien einzelner Geschlechter heraus, die auch den Bannforst der „Dreieich“ einbezogen. Ein wichtiger Schritt war hier der erbliche Besitz des Vogteirechts in der Dreieich, das bis zur Mitte des 13. Jhs. im Besitz der Herren von Hagen und nach deren Aussterben in dem der Herren von Falkenstein und Hanau war. Späterer Besitzer der Vogtei in der Dreieich war das Haus Isenburg-Büdingen, das sich zu einem der bedeutendsten Dynastiegeschlechter des Untermaingebietes und der Wetterau entwickelte.

Eine weitere Herrschaft im Frankfurter Umland war die Grafschaft Bornheimer Berg, deren Geschichte von Eduard Pelissier und Heinrich Bingemer geschildert wird. Dabei handelte es sich um ein reichsunmittelbares Freigericht, das 19 Dörfer, von denen drei am Main – Fechenheim, Griesheim und Nied – und vier an der Nidda – Hausen, Eschersheim, Berckersheim und Vilbel – lagen, umfaßte; Gerichtssitz war der Ort Bornheim. Das dortige Zentralgericht wurde nach 1220 vom Frankfurter Reichsschultheißen und nach dem Übergang dieses Amtes auf die Stadt Frankfurt von einem Beamten der Reichsstadt geleitet, der die Bezeichnung „oberster Richter von Frankfurt“ führte. Während sich das Zentgericht in Bornheim nur mit der hohen Gerichtsbarkeit befaßte, war für die geringeren Sachen in jedem Dorf das Dorf- oder Heimgericht zuständig. Seit dem 15. Jahrhundert war der Vorsitz im Zentgericht zwischen Frankfurt und den Grafen von Hanau geteilt, denen es in der Folgezeit gelang, den größten Teil der Grafschaft Bornheimer Berg an sich zu bringen. Die Reichsstadt erhielt im Vertrag von 1481 lediglich Bornheim, Hausen und Oberrad als Reichslehen zugesprochen. Ihr Gebiet war damit auf dem rechten Mainufer von hanauischem Territorium rings umschlossen und auf dem linken durch das hanauische Offenbach, das mainzische Schwanheim und die isenburgischen Orte Spremlingen und Kelsterbach eingeengt. Damit war der Plan Frankfurts, sich ein umfangreiches reichsstädtisches Territorium zu schaffen, endgültig gescheitert. Aufschlußreich sind im folgenden die Ausführungen Eduard Pelissiers über die Frankfurter Landwehren. Sie dienten der Sicherung des reichsstädtischen Gebiets gegen Angriffe von außen und gehen bis zum Ende des 14. Jahrhunderts zurück. Gestützt auf ein Privileg König Wenzels von 1398, das den Frankfurtern das Recht erteilt, zu ihrem Schutz in und um Frankfurt Gräben, Landwehren und Warten anzulegen, machte der Ausbau der Frankfurter Landwehren rasche Fortschritte. Auch Sachsenhausen und Oberrad und in der Mitte des 15. Jahrhunderts Bornheim und Seckbach wurden durch Landwehren gesichert. Während die Frankfurter Landwehr im Spätmittelalter kaum auf die Probe gestellt wurde, kam die Stunde ihrer Bewährung während des Schmalkaldischen Krieges (1546/47). Allerdings zeigte sich bereits bei der Belagerung von 1552, daß die Landwehr die damals vor der Reichsstadt stehenden großen Heeresmassen nicht aufhalten konnte. Im Dreißigjährigen Krieg spielte sie bereits keine Rolle mehr.

Die Mundart rund um Frankfurt analysiert Paul Freiling. Die mundartlichen Verhältnisse dieses Gebiets sind sehr uneinheitlich und wegen der selten scharf ausgeprägten Mundartgrenzen schwer überschaubar. Im wesentlichen handelt es sich um die „binnenfränkische“ Mundart von Frankfurt und seiner südwestlichen Umgebung und um das „Hessische“ der Orte nordöst-

lich von Frankfurt, die zahlreiche Varianten und Mischformen aufweisen. Aufschlußreich ist der Hinweis, daß im Mittelalter der größte Teil der Einwohner Frankfurts aus dem Norden, vor allem aus der Wetterau, stammte. Durch die fortschreitende Entwicklung Frankfurts zur Handels- und Messestadt vollzog sich ihre Schwerpunktverlagerung zum Rhein-Main-Gebiet hin, was sich auch auf die Mundart, die zunehmend binnenfränkisch geprägt wurde, auswirkte. In dem Abschnitt „Das kirchliche Leben“ unterstreicht Hermann Dechent den „lutherischen“ Charakter Frankfurts, der allerdings infolge der häufigen Aufnahme calvinistischer Refugiés und der Beibehaltung des katholischen Doms nicht so orthodoxe Züge wie in vielen anderen Territorien aufwies.

Die letzten Kapitel des Bandes sind der Wirtschaftsgeschichte Frankfurts und seines Umlandes gewidmet, wo unter anderem der 1372 von den Frankfurtern aus kaiserlichem Besitz erworbene Stadtwald betrachtet wird. Er stellt eine nicht unwesentliche Einnahmequelle für den Stadtsäckel dar. Erwähnenswert ist, daß der Weinbau in den Dörfern um Frankfurt in der Vergangenheit einen wichtigen Erwerbszweig darstellte und im 19. Jahrhundert vielerorts der das Frankfurter Umland erfassenden Industrialisierung zum Opfer fiel.

Das 1924 erschienene Heimatbuch enthält viele Informationen über die Gegend „rund um Frankfurt“ – nachzutragen sind noch die von Carl Heinrich im Anhang zusammengestellten 33 Wandervorschläge –, die auch nach 60 Jahren für den Leser noch interessant sind. Er findet hier zahlreiche Details, die ein aus heutiger Sicht geschriebenes Heimatbuch kaum noch vermitteln kann. Das Buch ist daher eine Fundgrube nicht nur für den Frankfurter Heimatfreund, sondern für jeden, der sich mit der Geschichte der alten Reichsstadt und ihres Umlandes beschäftigt. Man war gut beraten, das seit langem vergriffene Werk durch einen unveränderten Nachdruck breiten Kreisen der Öffentlichkeit wieder zugänglich zu machen. *Stefan Hartmann*

975 Jahre Kaufungen 1011–1986. Beiträge zur Heimatkunde. Hrsg. vom Gemeindevorstand der Gemeinde Kaufungen. Kaufungen 1985. 384 S., 17 Farb- und 70 Schwarzweißfotos, 30 Kartenskizzen sowie 30 Federzeichnungen. Preis 23,– DM. Zu beziehen über die Gemeindeverwaltung Kaufungen, Postfach 8, 3504 Kaufungen.

Dieses vom Gemeindevorstand Kaufungen herausgegebene Heimatbuch ist eine erfreuliche Neuerscheinung. In Ausstattung, Bebilderung und in der Qualität der Beiträge hat es Vorbildcharakter.

Den in grünes Leinen gebundenen Band ziert auf der vorderen Umschlagseite eine stilisierte Umzeichnung des Königssiegels Heinrichs II., die von dem Graphiker und Heraldiker Heinz Hartung, Hann. Münden, geschaffen wurde. Für die 24 Beiträge zeichnen namhafte Wissenschaftler, Heimatforscher und Bürgermeister Iske verantwortlich.

Es entspricht dem Autorenkonzept, Bekanntes nicht zu wiederholen oder neu zusammenzustellen, sondern „Lücken zu schließen“ und neu Erforschtes zur Kenntnis zu bringen. So umfaßt denn auch dieser Band eine „breite Palette von heimatkundlichen Themen über den Kaufunger Raum“ von der Vorgeschichte bis zur Gegenwart, wobei „bisher Unbekanntes oder Übersehenes“ aufgearbeitet worden ist.

Dies geschieht zumeist in gut lesbarer und verständlicher Form. Ein wenig aus diesem Rahmen fällt der Beitrag von A. Blumenstein „Castellum in Capunga. Eine karolingische Befestigungsanlage im Ortsbezirk des heutigen Oberkaufungen“ (S. 31), weil der Verfasser teilweise Telegrammstil praktiziert und so den Zugang zu seinen interessanten Ausführungen erschwert.

Neben Dr. Hartmut Broszinski, dem Leiter der Handschriftenabteilung der Gesamthochschul-, Landesbibliothek und Murhardschen Bibliothek Kassel, der „Das sogenannte Gebetbuch der Kaiserin Kunigunde vom Jahre 1020“ behandelt, stehen u. a. Beiträge von Dr. Wilhelm A. Eckardt, dem Ltd. Archivdirektor des Hessischen Staatsarchivs Marburg, über den „Kaufunger Fronhof in Vollmarshausen“, von Winfried Wroz über den „Kaufunger Fernbesitz an der Untermosel während des Mittelalters und der frühen Neuzeit“, über „Das Westwerk der Stiftskirche in Kaufungen“ (Hermann Bunge) und „450 Jahre Ritterschaftliches Stift Kaufungen“ (Winfried Wroz).

Günter E. Th. Bezenberger stellt „Kaufungen in alten Texten und Bildern“ vor und macht dies in einer Form, die Anregung für manchen Chronikschreiber geben kann.

Aus der Fülle der Beiträge seien noch genannt „Kaufunger Wald und Glas“ (Helmut Bernert), „Das Eiszeitpferd ‚Equus germanicus‘ von Kaufungen“ (Jürgen Fischer) und die „Erdgeschichte des Kaufunger Waldes erläutert an beispielhaften geologischen Aufschlüssen“ von

Friedrich Frick sowie „Beobachtungen aus der Tier- und Pflanzenwelt im Raum Kaufungen“ (Lothar Nitsche und Hans Spindler). Diese Artikel werden wegen ihrer überregionalen Bedeutung sicher Beachtung finden.

Die Illustration des Buches durch Bild und Karte ist gezielt und textunterstützend, wobei die Zeichnungen von M. Bonn dem Band eine besondere Note geben.

Alles in allem ein gelungenes Werk, zu dem man dem „Arbeitskreis“ und der Gemeinde Kaufungen gratulieren kann. Allerdings hat das vorliegende Buch auch Maßstäbe gesetzt, an denen sich der in Aussicht gestellte Folgeband über die Geschichte der jüngeren Vergangenheit Kaufungens wird messen lassen müssen.

Werner Wiegand

Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Heft 59. Im Auftrag des Frankfurter Vereins für Geschichte und Landeskunde hrg. von Wolfgang Klötzer und Dieter Rebentisch. Frankfurt/Main 1985. 584 S. Zahlr. Abb.

Der vorliegende Band enthält 22 Aufsätze und einen Nachruf. In ihnen spiegelt sich die Geschichte Frankfurts und seines Umlandes vom Mittelalter bis zur Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wider. Am Anfang steht ein Beitrag von Konrad Bund über die mittelrheinische Geschichte des 13. Jahrhunderts im Spiegel der Dichtung, der auf Untersuchungen zum Gedichtfragment Nr. 116 und der Vita des mittellateinischen Dichters Heinrich von Avranches beruht. Hier wird sichtbar, in welchem Maße sich damals das Mittelrheingebiet im Kräftefeld der Erzbischöfe von Mainz und der Bischöfe von Worms, Speyer und Straßburg befand. Auch die Reichsabtei Lorsch spielte eine gewisse politische Rolle, wobei ihre Lage im Schnittpunkt der Interessengegensätze zwischen dem Erzstift Mainz und den Pfalzgrafen bei Rhein von Bedeutung war. Das Gedichtfragment Nr. 116 wird vom Verf. aufgrund eingehender Analysen auf die Jahre 1231 bis 1233 datiert. Josef Rosen hat mittelalterliche Jahresrechnungen der Stadt Frankfurt aus zwei Jahrhunderten ausgewertet. Nach der Zerstörung des Frankfurter Stadtarchivs im Jahre 1944 ist von den 458 Jahresrechnungen der Stadt nur der Jahrgang 1428 erhalten geblieben. Der Verf. mußte daher auf die vor dem Krieg angefertigten Tabellen des Historikers Ludwig Quidde zurückgreifen, die er in seinem Beitrag überarbeitet und kommentiert hat. Der Leser findet hier viele aufschlußreiche Details über die Zusammensetzung der Einnahmen (u. a. das Ungeld, Niederlage-, Mahl-, Zoll- und Wegegeld, die Bede und das Judenschutzgeld) und Ausgaben (Zinsen für Leibgedinge, Ausgaben für Bauten, Söldner und Zehrung – erwähnenswert ist auch eine zeitweilige Abgabeverpflichtung Frankfurts an Mainz –), die Größe der jüdischen Gemeinde Frankfurts und einen Vergleich Frankfurts mit Basel. Die darin enthaltenen Angaben stellen eine wichtige Quelle zur mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte der Reichsstadt dar. Mit dem „Cremser Gericht“ in Frankfurt-Eschersheim beschäftigt sich Arnold Erler. Den Namen dieses Gerichts leitet er von den Rittern Gramuser von Praunheim ab, die es vom Hochstift Fulda zu Lehen trugen. Kunstgeschichtliche Fragen behandeln Wilhelm August Schulze „Alte Dreikönigsbilder in Frankfurt am Main“, Karen Stolleis „Eine Kölner Kasel im Frankfurter Domschatz“, Sofie Bauer „Steinmetz Stephan von Irlebach, Bürger von Frankfurt am Main“ und Rudolf Scheid „Nicolaus Schit, der Meister des Gelnhäuser Hochaltars, ein Frankfurter?“, die die zentrale Bedeutung Frankfurts in den verschiedensten Bereichen der Kunst dokumentieren. Lutherbibeln des Frankfurter Druckers und Verlegers Wust stellt Hermann Oertel vor. Der geborene Wittenberger Balthasar Christoph Wust verließ nach dem Dreißigjährigen Krieg seine Heimat und fand in Frankfurt, wo er die Tochter des dortigen Universitätsdruckers Kasper Rötel heiratete, eine neue Wirkungsstätte. Insgesamt wurde die 1660 erstmals erschienene Wust-Bibel 24mal aufgelegt, was ihren guten Absatz verdeutlicht. In dem Beitrag „Eichung und Gebrauch des Kronengewichtes für verarbeitetes Gold in Frankfurt a. M.“ behandelt Hans Wolfgang Kuhn einen wichtigen Aspekt der Frankfurter Münz- und Währungsgeschichte. Erstmals tritt der Begriff „Kronengewicht“ in Frankfurt anläßlich einer Wechselkursfestsetzung zur Herbstmesse 1585 auf. Die Voraussetzung dafür hatte die Münzordnung Kaiser Ferdinands I. von 1559 zwecks Einführung einer reichseinheitlichen Kronennorm gegeben, was im kurfürstlichen Münzkonkklusum von 1666 bekräftigt wurde. Erst 1762 wurde in der Reichsstadt die „Kölnische und Frankfurter Mark“ eingeführt, wodurch sich Frankfurt den Vereinbarungen der drei süddeutschen Reichskreise anschloß. In den Bereich der frühneuzeitlichen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte führt der Aufsatz von Rainer Koch über das Frankfurter Gesindewesen vom 17. bis 19. Jahrhundert. In dem von einer Bürgergesellschaft als

herrschender Oligarchie bestimmten alten Frankfurt zählte das Gesinde zu der vom Hausvater „kraft seiner Munt beherrschten und vertretenen Hausgemeinschaft“. Daß es dem Gesinde in der Reichsstadt nicht immer schlecht ging, verdeutlicht eine Senatsverordnung von 1731, in der die Putzsucht und der aufwendige Lebenswandel einiger Dienstboten verurteilt wurden. Nach Schaffung des napoleonischen Großherzogtums Frankfurt wurde die Gesindeordnung der Stadt umfassend kodifiziert und auf eine neue Grundlage gestellt. Sie zielte nicht auf eine politische und soziale Besserstellung des Gesindes, sondern ersetzte im wesentlichen nur die vormaligen Kompetenzen der hausväterlichen Gewalt durch die des Staates. Nach dem Wiener Kongreß kam es indes zu einer Restauration der bürgerlich-hausväterlichen Ordnungsvorstellungen, was die Frankfurter Gesindeordnung von 1822 verdeutlicht. Mit Goethe und der Sprache Frankfurts befaßt sich Horst Dieter Schlosser. Er hebt hier die gegensätzlichen Pole von Goethes Stellung zur Mundart und damit auch zum Frankfurterischen hervor, die einerseits im scharfen Verweis sämtlicher „Provinzialismen“ und zum anderen in seinen „mit Behagen“ praktizierten „Frankfurtismen“ sichtbar wurden. Insgesamt gesehen war jedoch für Goethe in seinem dichterischen Schaffen die Distanz zur mundartlich geprägten Frankfurter Umwelt bestimmend. Die von Erhard Zimmer geschilderte Frankfurter Zivilgerichtsbarkeit der Jahre 1806 bis 1813 stand ganz unter französischem Einfluß. In dem vom Fürstprimas Dalberg am 10. 10. 1806 erlassenen Organisationspatent wurden das Nebeneinander von mehreren Obergerichten und die Vielzahl von Untergerichten beseitigt und wenig später durch ein Schöffen-Appellationsgericht sowie das Stadt- und Landgericht ersetzt. Außerdem erhielten der Landammann, Vogt und Zweite Bürgermeister Jurisdiktionsgewalt. Der eigentliche Kern der Dalbergschen Gerichtsorganisation war die weitgehende Trennung von Justiz und Verwaltung. Als oberste Justizstelle für Frankfurt und sein Gebiet wurde ein Oberappellationsgericht in Aschaffenburg eingerichtet. Nach Schaffung des Großherzogtums Frankfurt (1810) kam es zur Bildung von Friedens- und Departementsgerichten, die für einzelne Bezirke und Departments zuständig waren. Neuschöpfungen waren auch die Appellationshöfe und Kassationsgerichte. Mit den Militärbevollmächtigten der Bundesmilitärkommission in Frankfurt beschäftigt sich Bernd Philipp Schröder. Die Zusammensetzung und Kompetenzen der Bundesmilitärkommission regelte die Kriegsverfassung des Deutschen Bundes von 1821. Wie die anderen Bereiche des Deutschen Bundes entbehrte auch das Militärwesen einer einheitlichen Regelung. Weder zu einem gemeinsamen Oberbefehl über das in zehn Armeekorps gegliederte Bundesheer noch zu einer bestimmten Ausbildung und Bewaffnung konnte man sich durchringen. Die Aufgaben der aus Bevollmächtigten der einzelnen Bundesstaaten gebildeten Militärkommission bestanden im wesentlichen in der Koordinierung und Inspektion der Kontingente sowie in der Aufsicht über die Bundesfestungen Mainz, Luxemburg, Ulm und Rastatt. Von besonderem Interesse ist hier die namentliche Auflistung sämtlicher Bevollmächtigten (von 1819 bis 1866 insgesamt 83). Von kurhessischer Seite sind Christian James von Bischoffshausen, Ernst Friedrich Coch von Cochenhausen, Georg Wilhelm von Dalwigk-Lichtenfels, Johann Carl von Ende, Rudolph von Kaltenborn-Stachau, Johann Christian Meyer von Meyerfeld, Adam und Karl von Ochs, Adolf von Stein-Liebenstein zu Barchfeld und Wilhelm Christian von und zu Urff zu nennen. Sie hatten zumeist den Rang eines Generalmajors inne und hielten sich in der Regel ein bis zwei Jahre in Frankfurt auf. Die Kurhessen bildeten gemeinsam mit den Nassauern und Luxemburgern die 2. Division des IX. Korps. Die Beziehungen des 1848 in Frankfurt ermordeten Prinzen Felix Lichnowsky zu Bettine von Arnim schildert Jürgen Behrens. In den wirtschaftlichen Sektor weist der Beitrag von Dieter Gessner über „Umfang und Bedeutung der Produktion von Genußmitteln am Mittelrhein und Untermain 1790-1865“, in dem vor allem der Tabakverarbeitung breiter Raum eingeräumt wird. Den Wertpapier- und Geldscheindruck in Frankfurt auf der Grundlage des Bestandes „Druckerei Carl Naumann“ im Frankfurter Stadtarchiv beleuchtet Niklot Klüssendorf. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurden in der Freien Stadt in großem Umfang Geldscheine und Wertpapiere hergestellt, die von zahlreichen Bundesstaaten in Auftrag gegeben waren. Die Währungsgesetze des Norddeutschen Bundes und nach 1871 des Deutschen Reiches machten den einzelstaatlichen Geldscheinen ein Ende und führten zur drastischen Reduzierung der in Frankfurt hergestellten Banknoten. Lediglich 1923 angesichts des immensen Ausstoßes inflationärer Scheine kam es in Frankfurt kurzfristig zu einer Wiederaufnahme des Geldscheindrucks. Die ältesten fotografischen Ansichten Frankfurts aus den 1840er Jahren stellt Eberhard Mayer-Wegelin vor. Von Erich Pohl stammt die Übersetzung des Frankfurt betreffenden Teils des Werks von Victor Tissot, Voyage au Pays des Milliards (Reise ins Land der Milliarden), das drei Jahre nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 entstand. Der französische Autor schildert in Form eines Reiseberichts seine Eindrücke von Frankfurt, das er unter der Kandare der preußischen Herrschaft sieht. Mit den an der 1914 gegründeten Frankfurter Universität lehrenden Chirurgen Ludwig Rehn und Victor

Schmieden befaßt sich der Beitrag von Gert Preiser. Barbara Köhler schildert die Tätigkeit der Nationalsozialisten in der Frankfurter Stadtverordnetenversammlung 1929 bis 1933. Zunächst nahmen sich die Nationalsozialisten in dem von der SPD beherrschten Frankfurter Stadtparlament recht kümmerlich aus. Zwar wurde bereits 1922 in der Mainmetropole eine NSDAP-Ortsgruppe gegründet, sie erhielt jedoch zunächst kaum Zulauf. Bei den Kommunalwahlen im Mai 1928 entfielen auf die NSDAP lediglich vier Sitze. Erst infolge der Weltwirtschaftskrise und der daraus resultierenden Massenarbeitslosigkeit kam es in Frankfurt wie anderenorts zu einem sprunghaften Anstieg der für diese Partei abgegebenen Stimmzahl. Für ihre antisemitische Betätigung fanden die Nationalsozialisten in Frankfurt ein weites Feld vor, weil der dortige jüdische Anteil an der Gesamtbevölkerung sieben Prozent betrug, also rund siebenfach über dem Reichsdurchschnitt lag. Die von Rebecca Boehling publizierte politische Lageberichte des Frankfurter Oberbürgermeisters Blaum an die amerikanische Militärregierung 1945/46 werfen Licht auf die trostlose Situation Frankfurts unmittelbar nach Kriegsende. Wie ein roter Faden ziehen sich Klagen über die völlig unzureichende Versorgungslage der in der zum großen Teil zerstörten Stadt lebenden Bevölkerung, die durch den Flüchtlingsandrang noch verschlimmert wurde, durch die Berichte. Gegenüber diesen materiellen Erfordernissen trat das politische Interesse der Frankfurter weit zurück. In dem Beitrag „Albert Oesers Briefwechsel mit Emigranten 1945-1951“ legt Kurt Schäfer dar, wie ein einzelner Frankfurter Bürger versuchte, ein Stück der Kollektivschuld gegenüber den Opfern nationalsozialistischer Unmenschlichkeit abzutragen. Der von Franz Lerner verfaßte Nachruf ist dem 1984 verstorbenen katholischen Frankfurter Kirchenhistoriker Hans Wolter gewidmet.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß der vorliegende Band dank der breiten thematischen Streuung der darin enthaltenen Beiträge einen großen Leserkreis anspricht. Hier finden sich Informationen über die verschiedensten Bereiche der Geschichte Frankfurts und seines Umlands, die bislang der Forschung nicht bekannt waren. Nicht nur die Regionalgeschichte, auch die allgemeine Stadtgeschichtsforschung kann daraus Nutzen ziehen. *Stefan Hartmann*

Reyer, Herbert, u. Stephan, Hans-Georg: Witzenhausen im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Archäologische, wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aspekte. – Schriften des Werratalvereins, Heft 13, Witzenhausen 1985, 59 S., 22 Abb.

Reyer, Herbert: Die ältesten Abbildungen der Stadt Witzenhausen. – Schriften des Werratalvereins, Heft 15, Witzenhausen 1986, 29 S., 11 Abb., davon 5 farbig – (beide Hefte sind über den Verein zu beziehen)

In der letzten Zeit wächst das Interesse an der Orts- und Heimatgeschichte. Zahlreiche Gründungen von Arbeitsgemeinschaften zur Beschäftigung mit der Ortshistorie belegen diese Entwicklung, die die Fachhistoriker durchweg begrüßen sollten. Für die Mitglieder dieser Arbeitsgemeinschaften stellt sich schon bald nach Arbeitsaufnahme die Frage, wie mit dem dorf- oder stadtgeschichtlichen Material, das sie zum Gegenstand ihrer Bemühungen gemacht haben, umzugehen ist. Autodidakten – und das sind sicher die meisten! – benötigen gezielte Hilfestellung, die durch Fachleute nicht überall gegeben sind. Ersatz für eine direkte Unterstützung kann auch eine beispielhafte Veröffentlichung sein, die sachlich zuverlässig informiert und gleichzeitig methodisch sinnvoll vorgeht. Zwei Arbeiten, die beides leisten, enthält das hier anzuzeigende Heft 13 der Schriftenreihe des Werratalvereins Witzenhausen.

Die sachkompetenten Autoren Stephan und Reyer – ersterer ist Akademischer Rat am Seminar für Ur- und Frühgeschichte der Universität Göttingen und archäologischer Betreuer der Sanierungsarbeiten im Stadtkern von Witzenhausen, der andere Archivassessor am Niedersächsischen Staatsarchiv in Aurich mit den Arbeitsschwerpunkten spätes Mittelalter und frühe Neuzeit – informieren sachlich und durch die Anlage ihrer Arbeiten indirekt auch methodisch. Sie versuchen weiter eine Synthese aus archäologischer und historischer Forschung. So bemüht sich Reyer, die in der archäologischen Studie aufgeworfenen Fragen zu Stadtbefestigung und Hafen und zur Wirtschaftsstruktur der Werrastadt nach Aufarbeitung des überlieferten Quellenmaterials aus neuer Sicht zu beantworten. Beide Arbeiten, die eine auf der Grundlage der Untersuchungen von 1983 am bisher unbekannt gewesenen Bollwerk der Stadtbefestigung entstanden, die andere historische Skizze zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der frühen Neuzeit mit Blick auf Stadtverfassung und Verwaltung, Stadtbild und Befestigung sowie auf die Bevölkerungs- und Gewerbestruktur mit Hinweisen zu den Handelsstraßen und der

Werraschiffahrt, behandeln nur Einzelfragen, ohne den Anspruch zu erheben, abgeschlossene Ergebnisse vorzulegen. Sie möchten vielmehr Anregungen für neue Forschungsarbeiten geben und dazu veranlassen, weiterführenden Fragestellungen nachzugehen. Dabei konzentriert sich besonders Reyer darauf, bedeutsame Ergänzungen zur bisher bekannten Stadtgeschichte herauszuarbeiten, die in der bisherigen Literatur nur ansatzweise oder noch gar nicht angesprochen wurden. Hierzu zählen besonders die Ausführungen zur Witzenhäuser Werraschiffahrt.

Beispielhaft an beiden Arbeiten sind die wissenschaftlichen Apparate, die beigegebenen Anmerkungen und bei Reyer auch die Anlagen und das Quellen- und Literaturverzeichnis. Gerade das letztere erleichtert einem Neuling auf dem Gebiet der historischen Ortsforschung die Arbeit erheblich. Der Rezensent hat beide Arbeiten jedenfalls trotz seiner langjährigen ortsgeschichtlichen Erfahrungen mit großem Interesse und mit Gewinn gelesen. Dem schon länger um die Heimatgeschichtsforschung verdienten Werratatverein Witzhausen ist mit Heft 13 abermals eine Publikation gelungen, die eine weite Verbreitung verdient.

Anzuzeigen ist hier auch Band 15 der Schriftenreihe des Vereins. Er enthält einen Nachdruck der Arbeit Reyers aus der ZHG 90, 1984/85, erweitert durch einen Exkurs „Ortschaften und Burgen des Werratals auf einer Karte des 16. Jahrhunderts“. Schöpfer dieser Karte ist der bekannte Joist Moers.

Anhand von zwei Ausschnitten – sie sind farbig abgebildet – untersucht der Autor im genannten Exkurs, wie schon im ZHG-Aufsatz, die Ortsdarstellungen von Burg Ziegenberg, Ziegenhagen und Gertenbach sowie von Bischhausen und Ermschwerd. Dem Leser werden bei der Interpretation der formelhaften Ortsbilder wichtige Sachinformationen geboten sowie Hinweise zu den verzeichneten Flurnamen gegeben. Beide Beobachtungsfelder werden weiter vor dem Hintergrund ortsgeschichtlicher Fakten gewertet und eingeordnet. Auch in diesem Kleinbeitrag von nur zehn Druckseiten ist der erfahrene Verfasser sachlich zuverlässig und in der Darstellung interessant.

Friedrich-Karl Baas

700 Jahre Felsberg 1286 - 1986. Festschrift zur 700. Wiederkehr der ersten Nennung Felsbergs als Stadt. Hrsg. v. Magistrat der Stadt Felsberg, 288 S.

Der vorliegende, in Aufmachung und Druck recht ansprechende Band wurde redigiert und gestaltet durch einen „Arbeitskreis Festprogramm, Festschrift und Öffentlichkeitsarbeit“. Im Ergebnis stellt er einen Kompromiß zwischen traditioneller (Vereins-)Festschrift und Grußworten, Festprogramm, Werbung und einem in Ansätzen chronikalischen Teil dar.

Nach der Präsentation von Magistrat und Stadtverordnetenversammlung sowie der Auflistung der Ortsbeiträge folgen ortsgeschichtliche Abhandlungen von der Vor- und Frühgeschichte bis zur Gegenwart. Hervorzuheben sind dabei die Beiträge „Vom Amt Felsberg zum Schwalm-Eder-Kreis“ (mit Quellenhinweis) von Armin Sieburg, „Bürgerhäuser in Felsberg, Zeugnisse seiner Geschichte und Kultur“ von K. Thiersch/W. Korn und „Die jüdische Gemeinde in Felsberg“ (mit Anmerkungen) von W. Prinz/D. Tal-Rüttger.

Anschließend an eine „Felsberger Zeittafel“ werden die im Rahmen der „Gemeindegebietsreform“ der Stadt Felsberg angegliederten 15 Stadtteile vorgestellt. Dies geschieht in geraffter und z. T. von aussagefähigem Bildmaterial unterstützter Form. Es folgen dann in lockerer Reihenfolge Darstellungen von Schulen, Stadtparkasse, Vereinen, Verbänden und Initiativen. So kommt diese Festschrift schließlich auf die stolze Zahl von ca. 80 (!) Einzelbeiträgen.

Ist man dann beim „Bildteil“ (S. 227-231) angekommen, dessen Bilder (mit einer Ausnahme) keine textliche Orientierung bieten, folgen ohne Übergang die Werbedrucke. Wer hier irritiert oder verärgert das Buch schließt, bekommt nicht mit, daß es noch ein Inhaltsverzeichnis gibt, das aber sinnigerweise vor der letzten Umschlagseite (S. 288) angeordnet wurde.

Die Absicht, wie sie von Bürgermeister Stiegel formuliert worden ist, *in die Feierlichkeiten alle Vereine, Gruppen und die Stadtteile einzubinden*, um so die Zusammengehörigkeit zu demonstrieren, mag für die Festveranstaltung Gültigkeit haben, für die Festschrift aber wäre die Beschränkung auf wesentliche historische Fakten und Prozesse dienlich gewesen.

Ein Beispiel dafür, wo der Redaktionsausschuß straffend hätte eingreifen können, ist m. E. nach der Beitrag von H. Fröhlich „Landgräfin Anna von Hessen (1485-1525) Regentin und ihre Beziehungen zu Felsberg“. Die Wiedergabe der Lebensgeschichte der Landgräfin ist zwar interessant, für Felsberg dürfte jedoch die Tatsache berichtenswert sein, daß es die „Stadt hessischer Landtage“ gewesen ist. Wenn schon „verbürgte Aufzeichnungen“ (welche ?), leider ohne

Angabe der Fundstelle, über diese Ereignisse vorliegen, hätte sie im Mittelpunkt der Abhandlung stehen sollen und nicht nur in 1 1/2 Spalten sporadisch abgehandelt werden dürfen.

Da Vereine von Zeit zu Zeit Jubiläen mit teilweise umfangreichen Selbstdarstellungen begehen, wäre auch in diesem Teil der Festschrift eine Straffung möglich gewesen. Es hätte sich vielleicht die Auflistung aller Vereine mit Angabe der jeweiligen Betätigungsrichtung angeboten, um so den Raum zu bekommen, manche Positionen (z. B. die Ortsteile) vertiefend zu behandeln. Man wäre dann auch nicht zu „kursorischen Überblicken“ gekommen oder hätte sich unter dem Zwang zur Vollständigkeit zur kaleidoskopartigen Aneinanderreihung von mehr oder weniger aussagefähigen Berichten verleiten lassen.

Trotz der Kritik – dazu gehört auch, daß Autorennamen richtig wiedergegeben werden sollten – ist dieser Band ein Heimatbuch, das im Raum der Großgemeinde Felsberg sicherlich Beachtung und Verbreitung gefunden hat.

Werner Wiegand

Felschow, Eva-Marie, Wetzlar in der Krise des Spätmittelalters. Darmstadt und Marburg 1985.

(Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 63. Hrsg. von der Hessischen Historischen Kommission Darmstadt und der Historischen Kommission für Hessen)

Die vorliegende Dissertation von Felschow beschäftigt sich mit einer wichtigen Phase der Wetzlarer Stadtgeschichte: dem Zeitraum von 1350 bis 1450.

Felschow beschreibt und analysiert die Entwicklung der Reichsstadt Wetzlar von einem wirtschaftlich und politisch stabilen Gemeinwesen zu einer durch kriegerische Auseinandersetzungen wirtschaftlich erheblich beeinträchtigten, durch Verschuldung finanziell ruinieren, von inneren Konflikten geprägten und in ihrer reichsunmittelbaren Stellung gefährdeten Stadt.

In der Themenstellung und den angewandten Methoden setzt die Verfasserin die in den letzten Jahren in der Stadtgeschichtsforschung sich abzeichnende Hinwendung zu wirtschaftlichen und sozialen Fragestellungen fort. Als Aufgabe formuliert sie „die Darstellung der Wetzlarer Geschichte unter besonderer Berücksichtigung wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Fragen“ (S. 10).

Im Zentrum der sozialgeschichtlichen Untersuchung stehen die Mitglieder der politischen Führungsgruppe (Angehörige der alten Geschlechter) und der Handwerkerschaft. Analysiert werden vor allem ihre Vermögensverhältnisse und die sich daraus ergebende soziale und politische Stellung.

Ein Schwerpunkt der Arbeit liegt auf der nach 1350 in großem Umfang einsetzenden Kapitalaufnahme der Stadt und den daraus resultierenden Konsequenzen für die verfassungsrechtliche, soziale und wirtschaftliche Entwicklung der Stadt.

Die Verwicklungen in die kriegerischen Auseinandersetzungen der benachbarten Territorialherren und die Kämpfe gegen die Grafen von Solms zwangen Wetzlar, zur Deckung seiner Ausgaben Kapital aufzunehmen. Die Kreditaufnahme erfolgte über die Ausstellung von Rentenbriefen oder Leibrentenbriefen, die überwiegend von vermögenden Bürgern aus Mainz, Köln, Aachen und Frankfurt erworben wurden, da der einheimische Kapitalmarkt nicht ausreichte.

Da Wetzlar seit 1370 – bis auf wenige Ausnahmen – nicht mehr in der Lage war, seinen Zahlungsverpflichtungen nachzukommen, sah sich die Stadt in der Folgezeit mit den Forderungen der Gläubiger konfrontiert. Konnte sie sich zunächst noch mit einigen von ihnen vergleichen, so bedeutete die Etablierung eines Gläubigerausschusses, der die indirekten städtischen Einnahmen kontrollieren sollte, einen erheblichen Eingriff in die Finanzautonomie. In einigen Fällen gelang es den Gläubigern sogar, die Verhängung eines Bannes (1383) oder einer Bulle gegen die Stadt zu erwirken, eine für sie empfindliche Sanktion, da dem im Bann Befindlichen u. a. das freie Geleit zu den Handelsmessen verwehrt werden mußte. Nachteilig für Handel und Gewerbe der Stadt wirkte sich auch das Pfändungsrecht der Gläubiger aus, die Waren von Wetzlarer Bürgern beschlagnahmen lassen konnten.

Neben der Verschuldungskrise trugen die Verlegung der für Wetzlar wichtigen Handelsstraße von Köln nach Frankfurt über Diez/L. und wirtschaftspolitische Maßnahmen der Territorialherren (Errichtung von Märkten) zur Beschleunigung des wirtschaftlichen Niedergangs der Stadt bei, der sich bis ins 16. Jahrhundert fortsetzte.

Die finanziell geschwächte und in starke Abhängigkeit zu den Grafen von Nassau, den Inhabern der Reichsvogtei Wetzlar und Empfängern der Stadtsteuer, geratene Stadt hatte ihren politischen Spielraum verloren und verdankte ihre Reichsunmittelbarkeit nur den Interessengegensätzen der sie umgebenden Territorialherren.

Wie sehr die Finanzkrise die innerstädtische Entwicklung seit 1350 beeinflusste, veranschaulicht die Verfasserin bei der Darstellung der innerstädtischen Konflikte.

Die Finanzpolitik der im Schöffenkollegium vertretenen Familien, die ihre ökonomische Basis im Grundbesitz besaßen, stieß besonders bei den wirtschaftlich herrschenden, aber an der politischen Macht nicht ausreichend partizipierenden Teilen der Bürgerschaft auf heftigen Widerstand. Es gelang diesen Kreisen, die sich vorwiegend aus wohlhabenden Handwerkern aus der vom Handel abhängigen Wollenweber- und Metzgerzunft zusammensetzten, über Verfassungsänderungen und die Etablierung des Rentmeisteramtes (seit 1370), das für die Kontrolle der städtischen Finanzpolitik zuständig wurde, ihr politisches Mitspracherecht durchzusetzen.

Die von Felschow mit großer Akribie vorgenommenen prosopographischen Untersuchungen der wichtigsten städtischen Selbstverwaltungsorgane (Schöffenkollegium und Rat) zeigen, daß mit dem Eindringen von Vertretern der Handwerkerschaft in diese Gremien eine Umstrukturierung in der personellen Zusammensetzung der städtischen Führungsschicht einsetzt. Mitglieder der alten Geschlechter lassen sich im Rat seit 1400 und im Schöffenkollegium seit 1430 nicht mehr nachweisen.

Interessant ist die Feststellung, daß aufgrund des wirtschaftlichen Niedergangs, der auch die wohlhabende Bevölkerung ergriff, die neue Führungsgruppe nicht mehr über die gleiche Homogenität und personelle Kontinuität verfügte wie die alte Führungsschicht.

Die Quellenlage erweist sich für viele Fragestellungen (Vermögensverhältnisse, städtisches Finanzwesen) oft als sehr unzureichend. So fehlen für den Untersuchungszeitraum Vermögenssteuerlisten, Bürgerbücher, Wehrlisten, Ratslisten und Zunftverzeichnisse. Wie schmal die Quellenbasis oft ist, zeigt die Analyse der Wetzlarer Ratsmitglieder. Für den Untersuchungszeitraum (1350 bis 1450) können nur 51 Ratsmitglieder eindeutig ermittelt werden. Berücksichtigt man, daß sich der jährlich neu gewählte Rat nach 1260 aus 12 und nach der Verfassungsänderung von 1390 aus 22 Mitgliedern zusammensetzte (zusammensetzen konnte), so wird deutlich, wie zurückhaltend allgemeine Aussagen zu treffen sind.

Die Verfasserin trägt diesen Gegebenheiten bei der Zusammenfassung ihrer Ergebnisse Rechnung, indem sie sie sehr sorgfältig und mit den gebotenen Einschränkungen formuliert.

Als sehr hilfreich für den Leser (besonders für den heimat-geschichtlich interessierten) erweisen sich die zahlreichen Tabellen, Skizzen, Pläne und Stammtafeln.

Die Dissertation von Felschow leistet nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Wetzlarer Stadtgeschichte, sondern bietet darüber hinaus auch zahlreiche interessante Aspekte zur Beurteilung der politischen, sozialen und ökonomischen Krisenerscheinungen im ausgehenden Mittelalter.

Michael Schmitt

Kessler, Wilhelm: Haus Marktgasse 17. Beitrag zur Geschichte des Handelshauses, Kaufmannshauses und Gelehrtenhauses Marktgasse 17 in der Universitätsstadt Marburg an der Lahn. Marburg a. d. L.: Selbstverlag Firma Carl Kessler 1983, 83 S., zahlr. Abb.

Mit diesem liebenswerten schmalen Band, dessen Umschlag eine Zeichnung das allen Marburgern wohlbekannten Hauses „Feinkost Kessler“ ziert, hat Wilhelm Kessler Stadt- und Kulturgeschichte unter einer besonderen Perspektive geschrieben: Nicht das wechselvolle Schicksal einer Familie, die Entwicklung einer Institution o. ä. wird hier nachgezeichnet, sondern der Leser erlebt gut 500 Jahre Geschichte am Beispiel eines Privathauses, das vielen Generationen, Sippen und Ständen eine Heimat geboten hat und das seit nunmehr einem Jahrhundert von der Familie des Autors bewohnt wird. Die zahlreichen Fotografien des Hauses, die bis in die Zeit vor 1877 zurückgehen und die durch Abbildungen der umliegenden Häuser ergänzt werden, veranschaulichen die bauliche Tätigkeit der letzten 100 Jahre, die von Achtung vor alten Werten am Beispiel der vorsichtigen Renovierung des Hauses Marktgasse 17 zeugen, aber ebenso von städtebaulichen Fehlplanungen. Wem blutet nicht das Herz, wenn er die in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts trotz entschiedener Proteste von fachkundiger Seite abgerissene Häuserzeile Taubenapotheke, Bopps Terrassen, . . . wieder sieht (S. 81)?

Kessler stellt auf der Basis fundierter Kenntnisse die Geschichte der das Haus bewohnenden Kaufmanns- und Gelehrtenfamilie in knappen, trockenen Worten, mitunter nur in der

Auflistung der überlieferten Lebensdaten vor. (Leider fehlt – selbst bei wörtlichen Übernahmen – die Angabe der Quelle.) Und dennoch – sieht man genauer hin, so wird über das im Text Gesagte hinaus vieles aus dem Leben der damaligen Zeit greifbar: die Verflechtung des einzelnen in das politische Tagesgeschehen, die stets drohende Gefahr eines frühen Todes etwa im Kindbett oder durch Krankheit, die hohe Kindersterblichkeit, das wechselvolle Schicksal desjenigen, der ein hohes Alter erreichte . . . Aber auch die „große Geschichte“ beginnt zu sprechen. Das Haus Marktgasse 17 wurde immer wieder von Menschen bewohnt, die weit über den kleinen Bereich ihrer Familie hinaus wirkten: so die Vertreter der Familie Vultejus, die über 200 Jahre die Entwicklung der Marburger Universität entscheidend mitbestimmten; Prof. Chr. Wolff, der für die Entwicklung des Deutschen als Sprache der Wissenschaft, für die Philosophie der Aufklärung und für vieles mehr von maßgeblicher Bedeutung war. Nicht zuletzt ist das Haus Marktgasse 17 auch für den VHG interessant: Hier wurde 1839 der „Hessische Geschichtsverein zu Marburg“ als Zweigverein des gerade seit fünf Jahren bestehenden „Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde“ ins Leben gerufen.

Bei aller Freude an dem reizvollen Band – der Leser muß leider auch (zumindest noch bei dieser ersten Auflage des Werkes) einige Mängel hinnehmen. Kessler verfügt über ein reiches, fundiertes Wissen, er hat mit großer Sorgfalt gearbeitet; um so bedauerlicher ist es, daß der Band nicht mit gleicher Sorgfalt redigiert worden ist. Druckfehler sind auch bei mehrfacher, gründlicher Durchsicht von Konzept und Druckfahnen nicht ganz zu vermeiden, hier aber finden sie sich doch recht häufig. Ärgerlich wird dies, wenn der Druckfehlerteufel sich beispielsweise bei den Jahreszahlen einschleicht (so etwa S. 28: 1542 – richtig: 1592; S. 53: 1952 – richtig: 1752; S. 64: 1796 – richtig: 1786; auf S. 56 wird für einen Kauf das Datum 6. 9. 1783 angegeben, drei Seiten weiter wird dieser Handel noch einmal dargelegt, aber auf den 5. 9. 1785 datiert). Auch die Schreibung von Namen (die Kessler nicht in der Schreibung der Quelle wiedergibt) ist uneinheitlich; für die Marburger Pfarrkirche finden sich auf den Seiten 36/37 allein vier voneinander abweichende Bezeichnungen. Der Leser fragt sich auch, warum der Autor in seiner Einleitung Alfred Höck ausdrücklich für dessen Hilfe dankt, dieser aber in dem Verzeichnis der (auch mündlichen) Quellen nicht genannt wird.

Trotz dieser Mängel – die Lektüre dieses Bandes hat mir großes Vergnügen bereitet – wie Wilhelm Kessler es im Vorwort seinen Lesern wünscht. Im Sinne der sich dort anschließenden Bitte möge er die kritischen Bemerkungen verstehen. *Renate Menzel*

Schneider, Konrad, und Forneck, Gerd Martin (Hrsg.): Geld im Westerwald. Münzprägung und Geldumlauf. Verlagsabteilung des Westerwaldvereins e.V., Kreishaus Montabaur (1985), 248 S.

Der Ausstellungskatalog „Geld im Westerwald“ befaßt sich mit der Münz- und Geldgeschichte des Gebietes zwischen den Flüssen Rhein, Sieg und Lahn. Die Darstellung ist jedoch nicht auf den Bereich des Westerwaldes begrenzt. Sie behandelt auch die Geld- und Währungsprobleme im überregionalen Bereich. So sind geldpolitische Fragen des gesamten Deutschen Reiches sowie am Ende der Abhandlung sogar französische Einflüsse angesprochen. Sie beginnt mit der Auflösung des einheitlichen karolingischen Münzsystems im 12. Jahrhundert und endet – von der Notgeldherstellung nach dem 1. Weltkrieg abgesehen – 1879 mit Schließung der Frankfurter Münzstätte durch Preußen.

Die Ablösung des sogenannten Kölner Pfennigs – der Hauptmünze des Mittelalters – durch andere Münzsorten wie Sterlinge, Heller, Schillinge, Turnosen und Groschen, leitet eine gewisse Eigenständigkeit der Territorialherren in der Münzprägung ein.

Die Dynastien Nassau, Sayn, Wied, Leiningen-Westerburg und die Grafen von Solms, sowie die Kurfürsten von Trier und Köln lehnten sich in ihrer Münzgestaltung an vorhandene wichtige Münzwerte des Reiches an.

Mit Gründung des Rheinischen Münzvereins in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, dessen Hauptinitiatoren die vier rheinischen Kurfürsten waren, wurden der Rheinische Gulden sowie der Weißenpfennig eingeführt. Diese Münzsorten beherrschten lange den Geldverkehr in dem fraglichen Bereich. Andere Münzsorten wurden durch diese wichtigen Münzen, die schließlich überregionale Bedeutung erlangten, verdrängt. Erst die nun aufkommenden Großsilbermünzen, die in den Böhmisches Talern ihr Vorbild hatten, konnten im Anfang des 16. Jahrhunderts an die Stelle des Rheinischen Gulden treten.

Breiten Raum nimmt die Darstellung der Bekämpfung des allgemeinen Währungsverfalls im 17. und 18. Jahrhundert ein. Die Geld- und Wirtschaftskrisen im Dreißigjährigen Krieg sowie das Bestreben einiger Territorialherren, sich durch Prägung von minderwertigem Geld Einnahmequellen zu erschließen, löste nachhaltige Probleme aus. Die Kipper- und Wipperzeit hat auch den Westerwälder Bereich sehr beeinträchtigt. Die Geldgeschichte dieses Gebiets ist ein Beispiel für die ständige Bemühung, eine gewisse Ordnung und Sicherheit im Münzwesen zu erreichen. Durch Schaffung von festen verbindlichen Bezugsgrößen, wie einheitlichen Münzfüßen, sollte dies erreicht werden. Die Bemühungen waren jedoch oft vergeblich, da illegale Münzstätten (Heckenmünzen) ständig versuchten, schlechtes Geld, d. h. Münzen von geringem Silberwert, in Umlauf zu bringen. Auch die Einführung von Kupfermünzen ist ein Symptom der ständigen Münzverschlechterung.

Eine deutliche Verbesserung trat durch die Einführung des Konventionsgeldes am Ende des 18. Jahrhunderts ein. Mit dem französischen Expansionsdrang gelangten wichtige französische Münzsorten in das Westerwald-Gebiet.

Mit der politischen Umwälzung um 1800 in Mitteleuropa verwandelte sich auch der Westerwälder Raum. An die Stelle von kleineren Territorien traten größere Staaten.

Insbesondere wurden diese Kleinstaaten vom Herzogtum Nassau und vom Königreich Preußen übernommen. Hierdurch trat die langersehnte monetäre Sicherheit ein. Das Herzogtum Nassau folgte den währungspolitischen Tendenzen in Süddeutschland. Es löste sich vom Konventionstaler und ging zum Kronentaler über. Auf den Kronentalerfuß aufbauend entwickelte sich das süddeutsche Guldensystem. Die preußischen Gebiete prägten nach der Münzreform von 1821 nach dem norddeutschen Talersystem. Mit Gründung des deutschen Zollvereins 1834 wurde das Münzwesen weiter reformiert und vereinheitlicht.

Mit der Schaffung der Vereinsmünze, dem 2 Taler = 3 1/2 Guldenstück, wurde eine Verbindung der beiden Währungssysteme erreicht. Die letzte Reform des DZV 1857 war die Umstellung von der Kölner Mark auf das dezimale Zollpfund als Ausprägungsgrundlage für den Vereinstaler. Die Annexion Nassaus und Frankfurts im Jahre 1866 durch Preußen beendete schließlich die Eigenständigkeit der Region im Bereich des Münzwesens.

Die münzgeschichtliche Abhandlung des Ausstellungskataloges wird durch ausgewählte Abbildungen von Münzprägetechniken begleitet. Hierdurch wird ein Einblick in die Arbeitsweise der damaligen Münzstätten vermittelt. Auch die Abbildung von Stichen der wichtigsten Städte in diesem Gebiet trägt zu einem guten Verständnis der Region bei. Eine wertvolle Ergänzung sind die Karten, auf denen die Münzstätten sowie die Orte von Münzfunden eingezeichnet sind.

Die abgebildeten Münzen am Ende des Kataloges sind eine repräsentative Auswahl der wichtigsten Münzen und Geldzeichen des Ausstellungsbereiches und belegen die wechselvolle Münz- und Geldgeschichte des Westerwälder Raumes. Eine gute Abrundung stellt die kurze Behandlung von Papiergeldzeichen, Medaillen, Notgeldmünzen sowie die Erwähnung römischer und fränkischer Münzen dar.

Insgesamt kann der Ausstellungskatalog als ein wertvoller Beitrag zur Aufarbeitung nicht nur des Westerwälder Münzwesens, sondern auch zur gesamten deutschen Geld- und Münzgeschichte angesehen werden.

Den Verfassern sei hierfür herzlich gedankt.

Egon Sprecher

Klötzer, Wolfgang: „Wahrlich eine schöne und lebendige Stadt ...“. Kleine Schriften zur Frankfurter Kulturgeschichte. Im Auftrag des Frankfurter Vereins für Geschichte und Landeskunde hrg. von Otto Rudolf Kissel, Dieter Rebentisch und Hans-Otto Schembs (= Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 60). Frankfurt/Main 1985. 340 S. Zahlr. Abb.

Der vorliegende Band enthält 48 Beiträge aus der Feder des Frankfurter Stadtarchivdirektors Wolfgang Klötzer und ist ihm aus Anlaß seines 60. Geburtstages gewidmet. Alle diese Artikel, zumeist Gelegenheitsarbeiten und Nebenprodukte aus der Arbeit des Stadtarchivars, lassen die enge Verbundenheit des Verfassers mit Frankfurt erkennen. Der Umkreis der behandelten Themen ist weitgespannt. In ihnen spiegelt sich die Geschichte der Reichsstadt in den vielfältigsten Bereichen wider. Am Anfang steht ein kurzer Abriß der Frankfurter Stadtgeschichte, in dem der Bogen von der karolingischen Pfalz über die Entwicklung zur Messe- und Reichsstadt zum heutigen Frankfurt geschlagen wird. Dem Hinweis auf die in der „Goldenen Bulle“ Karls IV. (1356) verbrieftete Rolle Frankfurts als Wahlort der deutschen Könige sei beigefügt, daß in

dieser Stadt seit 1562 bis zum Untergang des Heiligen Römischen Reiches auch deren Krönung stattfand. Nicht korrekt ist, daß nach 1871 in Frankfurt kein Proletariat entstand. Hier wäre eine modifiziertere Ausdrucksweise in der Form, daß im wilhelminischen Frankfurt das Proletariat nicht so stark wie in vielen anderen Großstädten ausgeprägt war, am Platze gewesen. Der Beitrag über den politischen Salon der Frankfurterin Clotilde Koch-Gontard weist in die Zeit der 1848er Revolution und der Paulskirchenversammlung. Sie stand in engem Kontakt mit vielen führenden Persönlichkeiten jener stürmischen Jahre und zählte auch den Reichsverweser Erzherzog Johann von Österreich zu ihren Gästen. Bestimmend für ihre politische Einstellung war ihre Sympathie für Österreich und die großdeutsche Lösung, während sie die Aspirationen Preußens ablehnte. Weitere erwähnenswerte Beiträge des Bandes sind „Drei weiße Rosen im schwarzen Feld“ – hier beschäftigt sich der Verf. mit dem Wappen der Herren von Holzhausen, die zu den bedeutendsten Frankfurter Patriziergeschlechtern gehörten (Ein Angehöriger der Familie war zur Zeit des Deutschen Bundes Bundestagsgesandter der 16. Kurie und ein erklärter Gegner der Politik Bismarcks.) –, „Ätzbilder aus Frankfurt“, die die Personen und Ereignisse der Revolution von 1848 karikierten, „Brücken über den Main“, die im Eisenbahnzeitalter neue Bedeutung erlangten, „Zur Entstehung des Dornbuschgebiets“, das nach Eingemeindung der nördlichen Vororte um die Jahrhundertwende intensiv bebaut wurde, „Das Familienarchiv der Bethmanns“, dessen Geschäftsurkunden einen wichtigen Beitrag zur Stadtgeschichte darstellen – einem Zweig der Familie gehörte der deutsche Reichskanzler Theobald von Bethmann-Hollweg an –, das „Versorgungshaus und Wiesenhüttenstift zu Frankfurt“ – es wurde 1817 erstmals bezogen und erhielt dank der Spende des Kaufmanns Heinrich Mylius einen Neubau in der Hammelsgasse –, und „Vom Senat zum Magistrat“, wo die nach 1866 erfolgte Einführung der preußischen Städteordnung in der ehemals „Freien Stadt“ geschildert wird. Die folgenden Artikel behandeln u. a. das von der Familie Bethmann gestiftete Goldene Buch der Stadt Frankfurt, dessen in Goldblech eingelegte Elfenbeintafel eine Vorstellung der Frankfurter Synode von 794 vermittelt und von Wappen führender deutscher Dynastien umrahmt ist, den bedeutenden Frankfurter Bankier Simon Moritz von Bethmann, der neben dem Haus Rothschild als Financier deutscher und europäischer Fürstenhäuser hervortrat und als „Le roi de Francfort“ bezeichnet wurde, die Frankfurter Geschichte von 1920 bis 1970 – Schwerpunkt sind hier der in der Mitte der 20er Jahre einsetzende rapide industrielle Aufschwung und die Verkehrsentwicklung, aber auch die durch die Machtergreifung Hitlers verursachten Veränderungen im politischen, wirtschaftlichen und sozialen Leben, wobei hier nur die Verfolgung der Juden genannt sei, der Zweite Weltkrieg mit seinen verheerenden Luftangriffen und der Wiederaufbau der Stadt nach 1945 –, das Frankfurter Zeitungswesen gestern und heute, dessen Ursprünge ins 16. Jh. zurückgehen und das um 1700 mit dem „Frankfurter Journal“ schon eine europäische Tageszeitung aufwies, Frankfurter Prestigewohnungen einst und jetzt, in denen sich der wirtschaftliche Wohlstand der Oberschicht im Wandel der Zeiten widerspiegelt – von Interesse ist hier, daß die Frankfurter Hautevolée jahrhundertlang die Flußufer und den Frankfurter Westen bevorzugte, besonders repräsentative Wohnbauten waren das Gontardsche Gartenhaus in der Bockenheimer Landstraße und die Villa Waldfried des Fabrikanten Carl von Weinberg in Niederrad –, die 1848er Revolution in der Sicht Frankfurter Künstler, genannt seien Philipp Veit, Edward von Steinle und Anton Burger, die Bedeutung Frankfurts als Reiseziel in der Vergangenheit, die vor allem auf seiner Rolle als Messestadt und Wahl- und Krönungsort der deutschen Könige beruhte, die Geschichte des Louisaparks, die erneut die führende Rolle der Bethmanns in Frankfurt erkennen läßt, die Freizeitbeschäftigung der Frankfurter Anno dazumal, die über Generationen hinweg feststehende Gebräuche erkennen läßt – genannt sei der „Wäldchestag“ am Dienstag nach Pfingsten –, die Frankfurter Gartenkultur, den Eschenheimer Turm, die Stadtteile Bornheim und Sachsenhausen und den Frankfurter Dom, der auf eine königliche Pfalzkapelle der Karolingerzeit zurückgeht und dem hl. Bartholomäus geweiht ist.

Im folgenden erfährt der Leser, daß das 1779 eröffnete Frankfurter Bürgerhospital eng mit der Person des bekannten Arztes und Naturforschers Johann Christian Senckenberg verbunden ist. Es überstand, sieht man einmal vom Zweiten Weltkrieg ab, die Zeitläufte und ist heute ein rationell geführtes Krankenhaus mit modernster Einrichtung. Des weiteren dürfte nicht jedem bekannt sein, daß der Altstadt kern zwischen Dom und Römerberg die Keimzelle der Stadt Frankfurt ist. Hier befand sich vor knapp 2000 Jahren ein römisches Lager, und unter fränkischer Herrschaft entwickelte sich dort ein Königshof, der 794 anlässlich der von Karl dem Großen einberufenen Reichsversammlung als *Franconofurd* erstmals urkundlich genannt wird. Ein Artikel ist dem Präsidenten der Paulskirchenversammlung Heinrich von Gagern gewidmet. Der in Bayreuth geborene und später in Hessen-Darmstadt ansässige Gagern gehörte bereits vor 1848 zu den bekanntesten deutschen Liberalen und hatte großen Anteil an der Verabschiedung der deutschen Reichsverfassung vom 28. 3. 1849, die allerdings wegen des Scheiterns der

48er Revolution nicht zum Tragen kam. Nicht richtig ist in dieser Verallgemeinerung die These, daß die hessen-darmstädtische Regierung du Thil ganz von der Zeit Metternichs geprägt worden sei, war es doch gerade du Thil, der zusammen mit dem preußischen Finanzminister von Motz, einem gebürtigen Hessen, die Weichen für eine fortschrittliche Zollpolitik stellte, der Metternich ablehnend gegenüberstand. Aufschlußreich sind die im folgenden geschilderten Beziehungen zwischen Frankfurt und Straßburg im Laufe der Geschichte, die die wechselseitige wirtschaftliche, kulturelle und konfessionelle Befruchtung beider Orte erkennen lassen. Ein besonderer Artikel ist berühmten Frankfurterinnen gewidmet, von denen hier Katharina Elisabeth Goethe, die Mutter des großen Dichters, Guda Rothschild und Cäcilie Mendelssohn-Bartholdy genannt seien. Eng verknüpft mit der in Wilhelminischer Zeit aufblühenden Mainmetropole ist der Frankfurter Oberbürgermeister Franz Adickes, der in der Erweiterung, Verkehrsführung und Hygiene der Stadt neue Akzente setzte. Von Interesse sind auch die Ausführungen über den Demokraten und späteren engagierten Amerikaner Carl Schurz und Frankfurt am Main. In einem anderen Beitrag wird ein farbiges Bild Frankfurts zur Zeit des jungen Goethe entworfen. In die Kindheit des berühmten Dichters fiel der Siebenjährige Krieg, der den Frankfurtern eine vierjährige französische Besetzung bescherte. Im allgemeinen war Frankfurt in jener Zeit alles andere als eine moderne Stadt und stand städtebaulich weit hinter den meisten absolutistischen Residenzen zurück. Ein eigener Artikel ist den Beziehungen des Philosophen Arthur Schopenhauer zu der Mainmetropole gewidmet. Schopenhauer, der sich 1833 für den Rest seines Lebens in Frankfurt niederließ, verlegte dort einen Großteil seiner Schriften. Am gesellschaftlichen Leben der Reichsstadt nahm er jedoch kaum teil. Weitere Beiträge des Bandes behandeln die Frankfurter Grundrechte 1848 – gemeint sind hier die im Dezember 1848 von der Paulskirchenversammlung verkündeten Grundrechte des Deutschen Volkes, die knapp drei Jahre später durch Bundesbeschluß für ungültig erklärt wurden –, die Metzgerzunftlade von 1731 und das Verhältnis Frankfurts zu Antwerpen, das nicht nur im wirtschaftlichen, sondern auch in vielen anderen Bereichen – die Scheldestadt war im 19. Jahrhundert einer der wichtigsten europäischen Auswandererhäfen – intensiv war.

Mit Recht läßt sich sagen, daß die im vorliegenden Band vereinigten Artikel aus der Feder Klötzers in der Vielzahl ihrer Thematik und der Fülle der darin vermittelten Informationen bestehen. Nicht nur der Frankfurter Heimatfreund, auch der Fachhistoriker erhält hier Anstöße, sich eingehender mit der Geschichte der Reichsstadt zu befassen. Allerdings wäre zwecks einer besseren Übersichtlichkeit eine Anordnung der Beiträge nach sachlichen Gesichtspunkten – mehrere Artikel behandeln beispielsweise Aspekte der 1848er Revolution – sinnvoller als ihre Abfolge nach dem Entstehungsdatum gewesen. Auch der gänzliche Verzicht auf Quellen- und Literaturhinweise macht sich störend bemerkbar. Diese Kritik ändert indes nichts an dem großen Nutzen dieser Publikation für die Frankfurter Stadtgeschichte.

Stefan Hartmann

Sippel, Wilm: Sippenbuch der Stadt Sontra (etwa 1450-1825). 4. Teil (1986)

Seit 1980 veröffentlicht Wilm Sippel als Kurator der „Stiftung Sippel“ (im Selbstverlag: Wagnerstr. 29, 3160 Lehrte) Quellenmaterial für Familien- und Heimatforscher aus der Geschichte der althessischen „Landschaft an der Werra“. Für diese „Forschungsberichte“ (bisher 13 Bände) hat Sippel ganz unkonventionell Kirchenbücher, Urkunden aller Art und sonstige Archivalien gesammelt und meist genealogisch ausgewertet, vielfach auch den Lesern als Lektüre vorgesetzt und besonders ganze Lebensläufe von „Persönlichkeiten“ der vergangenen Jahrhunderte: Amtmänner und Rentmeister, Pfarrer, Lehrer, Schultheißen, Förster usw. zusammengestellt. Zahlreiche Kirchenrechnungen, Inventare, Kassenberichte, Rechnungsbücher und Ahnenlisten wechseln miteinander ab, auch Teilabdrucke aus älterer und neuerer Literatur sind in den Bänden zu finden.

So entstand ein dreibändiges „Pfarrerbuch“ des Metropolitanats Sontra von 1525 bis 1975 mit den Familienangaben und Lebensläufen aller Geistlichen dieses Bezirks, oder das hochinteressante Diensttagebuch des Eschweger Superintendenten Johannes Hütterodt von 1638 bis 1660 ist zu finden. Schließlich erschienen schon 1958/59 die ersten zwei Bände eines „Sippenbuches der Stadt Sontra“ von 1450 bis 1700, die als Band 6 und 7 der „Forschungsberichte“ nachgedruckt wurden. Der 3. und 4. Band dieses Werks liegen jetzt vor (1984 und 1986) und bringen alle Sontraer Familien von 1700 bis 1825 mit vielen Einzelangaben und Ergänzungen.

Trotz der engen Begrenzung auf Sontraer Familien und deren Genealogie ist das Sippenbuch für die osthessischen Familienforscher vor allem aus dem Gebiet der ehemaligen Rotenburger Quart sehr wichtig, da die familiären Beziehungen unter den Beamten, Geistlichen, Lehrern

und anderen „Persönlichkeiten“ in diesem Raum immer sehr eng waren. Der mehr heimatgeschichtlich interessierte Leser benötigt allerdings Geduld, um die vielen kultur- oder wirtschaftsgeschichtlichen Angaben zwischen den genealogischen Mitteilungen herauszusuchen und einzuordnen.

Friedrich Herzog

Sippel, Wilm: Forschungsberichte der Stiftung Sippel. Veröffentlichungen aus der Geschichte der althessischen „Landschaft an der Werra“, Heft 1 bis 5, Göttingen 1981

Ein Rezensent der vorliegenden Arbeiten muß schon beim Lesen der Vorbemerkungen zu den Heften skeptisch werden. Die Hefte 2 und 3 enthalten z. B. eindringliche Bitten um Anerkennung für die erbrachte Leistung oder zumindest um Beachtung des vorgelegten Materials. Offenbar sind alle bisherigen Anträge auf Rezension ohne Erfolg gewesen. Und das muß Gründe haben! Sie liegen, wie eine kritische Durchsicht zeigt, nicht in erster Linie in der Konzeption des Vorhabens, sondern vielmehr in den Möglichkeiten ihrer Verwirklichung. Der Verfasser versucht auf recht unterschiedliche Art und Weise, familiengeschichtliche Informationen – und das noch bunt gemischt! – zu bieten. Einmal schreibt er solche selbst zusammen, dann wieder entnimmt er sie aus einem Tagebuch des 17. Jahrhunderts, und schließlich druckt er Urkunden ab, um durch den Leser aus diesen familiengeschichtliche Informationen entnehmen zu lassen.

Zur Bearbeitung von genealogischen bzw. historischen Quellen gehört neben einer soliden Fachausbildung eine jahrelange Erfahrung im Umgang mit dem Material. Beides scheint dem Verfasser zu fehlen. Der Leser mag sich anhand eines längeren Zitates selbst ein Bild von der Arbeitsweise und dem Leistungsvermögen des Verfassers machen. In der Vorbemerkung zum Abschnitt „Urkunden“ schreibt er auf Seite 33:

„Da die Geschichtsschreibung, gleichgültig ob es sich um Familien-, Orts- oder Landesgeschichte handelt, unbedingt auf die Quellen zurückgehen sollte, werde ich einen alten Plan in die Tat umsetzen, und in dieser kleinen und bescheidenen Zeitschrift versuchen, diese mehr oder weniger unbekannteren Schriftstücke zu veröffentlichen. Um den Benutzern dieser Wiedergaben die Möglichkeit zu geben, mich zu kontrollieren, werde ich möglichst viele Urkunden in Faksimile zu bringen, obwohl ich mir darüber im Klaren bin, daß fotografische Reproduktionen nicht unbedingt optimal sind, weil bei diesem Verfahren die geschriebenen Buchstaben verfälscht werden können. Zur Edition der Texte möchte ich sagen, daß ich ein entschiedener Gegner von buchstabengetreuen Übertragungen bin; man sollte die Marotten der Schreiber nicht verewigen oder gar einen Sinn sehen. Es gab keinen Duden und jeder schrieb so, wie er es glaubte zu hören.“

Ich habe dahervor allem die Groß-/Kleinschreibung, sowie die Interpunktion modernisiert, zumal man oft überhaupt nicht entscheiden kann, ob tatsächlich groß oder klein geschrieben wurde.

Wenn in einem Text statt des Vokals u der Konsonant v, oder umgekehrt, verwendet wurde, dann werde ich den Laut schreiben, der gemeint war. Was sollen solche Formulierungen wie „die eruen des Herzogs“, wenn „die Erven“, das ist niederdeutsch für „Erben“, gemeint sind? Oder hatte der Abschreiber dies garnicht begriffen?

Ich habe mich andererseits bemüht, die Wortfolge wie im Original zu belassen und heute ungebrauchliche Wörter in Fußnoten erläutert. Um die Lesbarkeit zu erhöhen, habe ich außerdem alle Floskeln und zusätzlichen Titel, z. B. der Landgrafen von Hessen, weggelassen.

Im übrigen stehe ich auf dem Standpunkt, daß man in Sontra weder „Gebruder“, noch „Muterode“, sondern Gebrüder und Mütterode sagte, und so werde ich auch jeweils schreiben.“

Aus Rezensentensicht ist weiter anzumerken, daß der Wert einer wissenschaftlichen Arbeit ganz erheblich von der Qualität ihres Anmerkungsapparates und ihres Quellen- und Literaturverzeichnisses abhängt. Hier besitzen die Ausführungen Sippels erhebliche Mängel. Wo befindet sich z. B. das zitierte Tagebuch des Superintendenten Johannes Hütteroth? Oder: Warum wird das aus dem Staatsarchiv Marburg zitierte Material ohne Signaturen angegeben? Woher hat der Verfasser die unter der Überschrift „Persönlichkeiten der althessischen „Landschaft an der Werra““ zusammengetragenen Fakten?

Aufmerksam zu machen ist auch auf den irreführenden Titel „Forschungsberichte“. Sippel informiert nicht über den Forschungsstand zu einer Sachfrage, sondern reiht familienkundliche Mitteilungen aneinander, die ohne Zweifel auch in Urkunden enthalten sind. Um sie interessierten Lesern zugänglich zu machen, ist aber nicht ihr fotografischer Abdruck erforderlich.

Die angesprochenen Mängel werden auch nicht durch das umfangreiche Personen- und das Ortsregister wettgemacht. Infolge der vielen Schwächen können die Hefte leider nicht empfohlen werden.

Friedrich-Karl Baas

Demandt, Karl E.: Die Siegener und Dillenburger Regierungsprotokolle Graf Johans VI. von Nassau 1561-1562. Wiesbaden 1986 (Selbstverlag der Historischen Kommission für Nassau), 229 S.

Die Lektüre dieser Regierungsprotokolle läßt uns eine gewisse Vorstellung von der täglichen Arbeit dieses Grafen gewinnen. Von den 1000 aktenkundigen Vorfällen sind etwa 600 Suppliken, z. B. die Bitte einer Witwe um die Zuweisung von Bauholz zur Errichtung eines Wohnhauses anstelle des abgebrannten, die Bitte eines jungen Mannes um die Zulassung der Ehe mit einer Verwandten, die Bitte eines Mannes, eine Mühle betreiben zu dürfen usf. Es finden sich Gesuche um Rechtshilfen, Steuernachlässe, Stundungen etc. Diese vielen Quellen machen deutlich, wie wenig die Administration zum damaligen Zeitpunkt in Instanzen und Behörden für bestimmte Sachfragen differenziert war, wie oft der „Untertan“ sich direkt an den „Herren“ wenden konnte, und dieser letztere – unterstützt von seinen Sekretären – eine Entscheidung fällen mußte. Diese Regierungsprotokolle weisen auf die Anstrengungen des Grafen, allmählich eine effektive Verwaltung aufzubauen; sie sind aber auch eine Fundgrube für den Forscher der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, für die Sorgen der Untertanen. Eine großartige Hilfe für die Suche nach bestimmten Stichwörtern, z. B. „Juden“, „Arme“, „Diebstahl“, „Zauberei“, stellt der ausführliche Index der Orte, Personen und Sachen (S. 171-229) dar, wo der Weg direkt zur Quelle gewiesen wird. Ein unverzichtbares Werk für die Geschichte von Nassau im 16. Jahrhundert.

Volker Petri

Sippel, Heinrich: Die Schlitzer Branntweinchronik. – Reihe „Schlitz im Spiegel der Geschichte“, Heft 14, Schlitz 1985, 44 S., 8,-- DM (über den Verf. zu beziehen, Ingendorfer Höhe 20, 5024 Pulheim 3)

Neben der Brauerei spielt in der Burgenstadt auch die Schnapsbrennerei eine bedeutende Rolle, und zwar nicht erst seit der Übernahme des Betriebes durch den hessischen Staat im Jahre 1969. Dem Verfasser gelingt es mit seiner kleinen Schrift, neben der Brennereigeschichte eine interessante Kunde vom Trinkverhalten der Menschen über vier Jahrhunderte zu geben.

Die Anfänge der Brennerei im ehemaligen Gericht Schlitz sind leider nicht durch Archivmaterial zu belegen, können aber, wie Sippel es überzeugend tut, aus den historischen Zusammenhängen erschlossen werden. Danach war 1585 das entscheidende Jahr. Zu diesem Zeitpunkt begann in der Sandlofser Schenke neben der Herstellung von herrschaftlichem Bier auch das Brenngeschäft, und wie zu lesen ist, mit gutem Erfolg! Etwa 50 Jahre später waren acht Branntweinzapfer im Städtchen tätig. Für sie wurde 1636 eigens eine Zapfordnung erlassen, um das von der Herrschaft hergestellte Getränk ordnungsgemäß an die Käufer und Trinker zu bringen. Es gab bald danach aber auch Auseinandersetzungen mit den Herstellern. Deshalb boykottierten die Verkäufer die Herrschaft und deckten ihren Bedarf bei den sogenannten Bauernbrennern im Vogelsberg. Als während der trinkfreudigen Barockzeit dann der Branntweinabsatz ruckartig in die Höhe schnellte, baute Graf Friedrich Wilhelm von Schlitz um 1730 in der Hintergasse eine neue Brennerei.

Der Absatz stieg nach einer Zeit des Bedarfsrückgangs am Ende des Jahrhunderts während und nach der napoleonischen Zeit noch einmal stark an. In dieser Zeit grassierte der *Sufflandauf, landab*. Aus diesem Grunde machten die Schlitzer Bürger von dem ihnen bereits 1843 zugestandenem Recht des Brennens Gebrauch, um den großen Bedarf decken zu helfen und an der allgemeinen Trinkfreude mitzuverdienen. Diesem Auf folgte wieder ein Ab. Tiefpunkte in der Entwicklung des Brennereiwesens brachten die beiden Weltkriege.

Das Heft informiert gut, ist flüssig geschrieben und ansprechend bebildert. Lediglich die kleiner gesetzten und in den Text eingeschobenen Anmerkungen stören den Lesefluß. Sie sollten zukünftig einen anderen Platz finden. Weiter sollte das Heft auch zur leichteren Handhabung mit einem Inhaltsverzeichnis versehen und das „Fundstellenverzeichnis“ (besser: Anmerkungen!) durch ein gesondertes Literaturverzeichnis entlastet werden. Beide Veränderungen würden der Übersichtlichkeit dienen und die Arbeit mit dem Heft erleichtern.

Die statistischen Daten zur Branntweinproduktion von heute im Anhang ermöglichen eine Bewertung der Verhältnisse der Vergangenheit und lassen Vergleiche zu. Sie sollten aber am Anfang der Arbeit stehen, um den Leser auf die folgenden Ausführungen vorzubereiten. Leider besitzen die Daten keine Quellenangabe, weil die Anmerkung Nummer 93 fehlt.

Trotz der formalen Mängel kann das Heft allen Branntwein-Interessierten zur Lektüre empfohlen werden.

Friedrich-Karl Baas

Sippel, Heinrich: Das bürgerliche Brauwesen in Schlitz bis zum Ende des 30jährigen Krieges. Reihe „Schlitz im Spiegel der Geschichte“ Heft 10, Schlitz 1984, 6,-- DM

Die Schlitzer Bürgerbrauer im Streit mit ihrer Herrschaft. Heft 11 der o. a. Reihe, Schlitz 1984, 6,-- DM

Die Geschichte der Auerhahn-Brauerei in Schlitz. Heft 13 der o. a. Reihe, Schlitz 1985, 8,-- DM (über den Verfasser zu beziehen, Ingendorfer Höhe 20, 5024 Pulheim 3)

Auch in Zeiten größter Rezession wird Bier getrunken – nicht selten sogar mehr, als bei normaler Wirtschaftslage. Aus diesem Grunde dürfte die „Bierchronik“ einer Stadt und einer Landschaft für viele Leser gerade heute eine Lektüre mit direktem Bezug sein und deshalb besondere Aufmerksamkeit finden. Heinrich Sippel legt eine solche Chronik für Schlitz und das Schlitzer Umland vor. Anlaß ist das 400jährige Jubiläum der Auerhahn-Brauerei.

Der erste Teil der Arbeit befaßt sich mit dem bürgerlichen Brauwesen in Schlitz bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. Sippel beginnt mit allgemeinen Hinweisen zur Biergeschichte, widmet dann seine Aufmerksamkeit den ersten Schlitzer Bürgerbauern, behandelt danach das Stadtbrauhaus am Niedertor und das Stadtwirtshaus. Er läßt diesen Abschnitten interessante Ausführungen zum Braualtag des beginnenden 17. Jahrhunderts folgen. Hier spielt die *Bier-Bräuer-Ordnung* aus dem Jahre 1636 mit ihren drakonischen Strafen eine besondere Rolle.

Das zweite Heft stellt dar, wie die Junker bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, wie die Bürgerbrauer als Losbrauer im städtischen Brauhaus ihr Getränk herstellten. Das Erblühen des bürgerlichen Brauwesens veranlaßte die Herren von Schlitz dann aber, im Jahre 1585 eine eigene Brauerei zu errichten, um an diesem Geschäft teilzuhaben. Ihr politisches Erstarken führt zu einem etwa 40 Jahre währenden Kampf mit den bürgerlichen Brauern und zu kostspieligen Prozessen vor dem Reichskammergericht in Speyer und Wetzlar. Während dieser Auseinandersetzung errichteten die Herren im Ganerbenverband fünf sogenannte Herrenschenken, die durch Sonderrechte den Bürgerbauern die *Nahrung* nahmen. Trotz erbitterter Gegenwehr von Bürgerschaft und Stadt setzten sich die Junker schließlich durch, so daß es zur Auflösung des bürgerlichen Brauwesens in der Stadt und Mitte des 19. Jahrhunderts zum Verkauf des städtischen Brauhauses kam.

Teil 3 stellt die Geschichte des herrschaftlichen Brauwesens dar. Es nahm in der Sandlofer Dorfschenke seinen Anfang, führte über die Herrenschenken, die kurz behandelt werden, und mündete nach 1720 durch den Zusammenfall der Ganerbenschaft in einer Hand in den Bau und Betrieb der Zentralbrauerei von 1725. Sie bildete den Ausgangspunkt der heute noch arbeitenden modernen „Auerhahn-Brauerei“ mit einem Jahresausstoß von 60.000 hl. Dieses Unternehmen ist seit 1967 Eigentum der Riedesel Freiherrn zu Eisenbach.

Das von der Konzeption her gut angelegte Werk leidet an einigen kleinen Mängeln. Sie sind inhaltlich und vor allem formaler Art. Inhaltlich hätte sich der Leser sicher gerne eine Einordnung der Brauereibetriebe in einen größeren wirtschaftlichen Zusammenhang gewünscht, der leider fehlt. Auf dem Wege des Vergleichs mit anderen Unternehmen damaliger Zeit wäre die Wirtschaftskraft der vorgestellten Betriebe und ihre Bedeutung im Gesamtwirtschaftsgefüge der Stadt und ihres Umlandes sicher deutlich zu machen gewesen. Weiter leidet die Lesbarkeit des Textes unter den in kleinerer Type gedruckten und immer wieder eingeschobenen Anmerkungen. Anmerkungs-Hinweise sollten in der Regel Texte ergänzen und gehören entweder an den unteren Rand der Seite oder in einen gesonderten Anmerkungsapparat. Bei Sippel enthalten die Anmerkungen zum großen Teil wichtige Informationen, die besser in den darstellenden Text eingearbeitet worden wären. Auch geht der Verfasser mit seinen zitierten Quellen nach eigenem Gutdünken um. Er sollte beim Zitieren die allgemein anerkannten „Richtlinien für die Herausgabe von Quellen zur neueren Geschichte“ (Blätter für deutsche Landesgeschichte, 98. Jg., 1962, S. 1-11) beachten.

Kritisch anzumerken ist auch, daß nicht jeder Band ein Inhaltsverzeichnis und keiner ein Verzeichnis der benutzten Literatur besitzt. Ein Benennen der Darstellungen im „Fundstellenverzeichnis“ (besser: Anmerkungen!) reicht allein nicht aus und erschwert dem Benutzer eine Weiterarbeit unnötig. Weiter sollten auch alle Fundstellen aus der darstellenden Literatur mit einer Seitenangabe versehen sein. Die Quellenangaben hingegen sind richtig erfolgt; auch sind alle drei Bände sinnvoll und ansprechend illustriert. Trotz der angesprochenen Mängel ist die kleine „Schlitzer Biergeschichte“ allen brauereigeschichtlich bzw. ortsgeschichtlich interessierten Lesern zu empfehlen.

Friedrich-Karl Baas

Lamprecht, Herbert: Die Huldigung von 1656 in der Rotenburger Quart. (Forschungen zur hessischen Familien- und Heimatkunde Bd. 63) Frankfurt/M und Kassel 1985, VI und 135 S.

Als Band 63 der Forschungen zur hessischen Familien- und Heimatkunde erschien 1985 das angezeigte Bändchen. Der Bearbeiter, Herbert Lamprecht, hatte bereits im Jahr zuvor eine andere wichtige Quellenschrift zur Geschichte der Rotenburger Quart veröffentlicht (Das Ackerverzeichnis von 1634 in der Rotenburger Quart, Forschungen usw. Bd. 61), jetzt folgte eine weitere, die wiederum nicht nur der Familienkunde dienlich ist, sondern auch dem Heimatforscher Aufschluß über die Bevölkerungsbewegung in der Quart nur wenige Jahre nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges gibt.

Im Unterschied zu dem Ackerverzeichnis von 1634, bei dem nur die Unterlagen aus dem Amt Eschwege mit den Gerichten Bilstein und Germerode und den Ämtern Wanfried und Sontra erhalten geblieben waren, umfaßt das Huldigungsregister von 1656 die ganze Rotenburger Quart. Hier sind etwa 5000 Namen von Haushaltungsvorständen aus über 130 Ortschaften festgehalten, es fehlen lediglich die adligen Familien mit ihren Untertanen sowie Pfarrer und Lehrer oder andere Personen, die dem Landgrafen in Kassel direkt unterstellt waren. Da viele Kirchenbücher in den ländlichen Gebieten erst nach dem Dreißigjährigen Kriege einsetzen, handelt es sich bei dem nun gedruckt vorliegenden Huldigungsregister um eine bedeutende Forschungshilfe, die umso reizvoller ist, als man sie mit den erhaltenen Namen aus dem Ackerverzeichnis von 1634 vergleichen kann. Hierbei wird die Kontinuität, aber auch der Wechsel der einheimischen Bevölkerung deutlich. Ein Personen- und Ortsregister sind dem Büchlein beigegeben, dazu das fürstliche Ausschreiben vom 26. Jan. 1656, das Ortsverzeichnis zur Huldigung mit dem genauen Zeitplan und der Abdruck des Huldigungsprotokolls.

Waldemar Zillinger

Lotze, Siegfried: Die Eisenhütte in Veckerhagen 1666-1903. Kunst-Geschichte-Technik. Kassel: Gesamthochschule Kassel in Verbindung mit dem Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde Zweigverein Hofgeismar 1985, 136 S., 14,-- DM

Der Autor Siegfried Lotze ist durch Veröffentlichung geschichtlicher Aufsätze und Vorträge als Heimatforscher im Oberweserraum bekannt. Seit Jahren beschäftigt er sich mit der Geschichte der Eisenhütte von Veckerhagen, einem Ortsteil der Gemeinde Reinhardshagen in Nordhessen.

Die Ergebnisse der Nachforschungen von S. Lotze sind nun in dem 1985 erschienenen Band „Die Eisenhütte in Veckerhagen 1666-1903, Kunst-Geschichte-Technik“ zusammengefaßt. Durch dieses Buch ist eine schon lange offenstehende Lücke geschlossen worden. Man erhält einen umfassenden Überblick über die Bau- und Entwicklungsgeschichte der Eisenhütte Veckerhagen in einem Zeitraum von mehr als 230 Jahren. Auch auf technische und wirtschaftliche Belange wird eingegangen.

Die Eisenhütte Veckerhagen nahm 1666 die Produktion von Gußeisenwaren auf und erlangte sehr bald große Bedeutung. In beträchtlichem Umfang wurden die Gußerzeugnisse zum Teil sogar bis nach Bremen und Holland exportiert, was den Landgrafen von Hessen-Kassel (bzw. den späteren Kurfürsten), denen die Hütte gehörte, ansehnliche Gewinne erbrachte. Hergestellt wurden in Veckerhagen unter anderem Öfen, Kanonen, häusliche Gebrauchsgegenstände, Grabkreuze oder auch architektonische Körper. Der Autor konnte nachweisen, daß in der Hütte Veckerhagen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert zeitweise mehr Arbeiter beschäftigt gewesen sind, als dies bei so bekannten Werken wie Henschel in Kassel, Krupp in Essen und Borsig in Berlin der Fall war.

Wie bereits oben erwähnt, beschäftigt sich das Buch von Siegfried Lotze schwerpunktmäßig mit der Bau- und Entwicklungsgeschichte des Eisenwerkes. Zunächst erhält man einen Überblick über die Eisenhütten in der hessischen Landgrafschaft. Hierbei wird jedoch auch auf die Technik der Eisenverhüttung, die ersten landgräflichen Hütten von Vaake (1581), Lippoldsberg (1583) und Knickhagen (1617) und die Mühlenbaukunst eingegangen. Sehr beachtenswert sind die dem Text beigefügten Karten und Grundrisse.

Die bauliche Entwicklung der Eisenhütte Veckerhagen im Barock wird im folgenden Abschnitt behandelt. Es findet sich eine Bestandsaufnahme und Erklärung der damaligen Gebäude, und auch die bisher viel zu wenig beachteten Gartenanlagen der Hütte und am landgräflichen Schloß in Veckerhagen werden beschrieben bzw. analysiert.

Bei der Entwicklung des Eisenwerkes im Klassizismus geht der Autor auf die Gebäude von 1800 bis 1848 und die Wasserkünste der Hütte im 19. Jahrhundert ein. Ebenfalls werden auch die baulichen Veränderungen des Historismus, da in dieser Epoche nochmals entscheidende Veränderungen vorgenommen wurden, untersucht.

Besonders hervorgehoben sei noch das Kapitel „Die Eisenhütte Veckerhagen als Technik- und Kunstdenkmal“. Der Autor stellt fest, daß viele der Kernbauten noch heute erhalten sind. Bedingt durch die Stilllegung im Jahre 1903, sei die alte Bausubstanz besser erhalten, als dies bei vielen noch heute produzierenden Industriebetrieben der Fall ist.

Natürlich werden in diesem Buch auch die Gußerzeugnisse von Veckerhagen vorgestellt, was durch Beigabe von Fotografien veranschaulicht wird. So finden sich im Anhang noch eine Reihe sogenannter „Gußeisen-Musterblätter“ des 19. Jahrhunderts, die in Veckerhagen gegossene Öfen, Kochherde und Laternen zeigen.

Das Buch von Siegfried Lotze kann daher als durchaus gelungen und interessant bezeichnet werden. Sehr ansprechend und dienlich sind die zahlreichen abgedruckten Karten, Fotos und Grundrisse. Aufgrund der überregionalen Bedeutung der Eisenhütte Veckerhagen ist dieses Buch mit Sicherheit nicht nur für die dortigen Bürger lesenswert. Eine schon lange offenstehende Lücke konnte damit geschlossen werden.

Thomas Ende

Rund um den Alheimer. Beiträge zur Geschichte und Landeskunde des ehemaligen Kreises Rotenburg. – Band 5 und 6, 1983 und 1984, hrsg. vom Zweigverein Rotenburg des Vereins f. hess. Geschichte und Landeskunde, 68 bzw. 54 S.

Es ist schade, daß die Bände 3 und 4 der inzwischen allgemein anerkannten Publikationsreihe nicht der ZHG zur Besprechung zur Verfügung gestanden haben. Sie hätten es verdient, den interessierten Lesern zusammen mit den Bänden 5 (1983) und 6 (1984) vorgestellt zu werden.

Band 5 beinhaltet vier umfangreichere und zwei kleinere Arbeiten zu verschiedenen Themen. Nicht mehr besonders hingewiesen zu werden braucht auf die abgedruckten Ortsbeschreibungen in der Bearbeitung von Friedrich Herzog. Er hat für Band 5 Hönebach ausgewählt.

Erfreulich ist, daß auch zwei der Beiträge der Zeitgeschichte gewidmet sind. Einer behandelt die Jakob-Grimm-Schule in Rotenburg während der NS-Zeit und zeigt auf, wie die Bildungseinrichtung gegen politische Vorstellungen um ihre Existenz zu kämpfen hatte. Wenn auch hinsichtlich der Gründe nicht miteinander vergleichbar, so sind momentan doch wieder ähnliche Beobachtungen zu machen, wie den Vorbemerkungen des Autors zu entnehmen ist.

Mit der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg befaßt sich Alfred Mitsch. Er behandelt die Ankunft, Aufnahme, Unterbringung und Eingliederung der Vertriebenen im Kreis Rotenburg. Dabei werden so wichtige Fragen wie der Lastenausgleich, die politische Tätigkeit oder die Verbands- und Kulturarbeit der Vertriebenen bis in die sechziger Jahre hinein angesprochen. Zu kritisieren an der Arbeit ist, daß sie ganz ohne Quellenangaben auskommt. Hier hätte der Redakteur eingreifen und auf die Belegung der mitgeteilten Fakten dringen müssen.

Ansprechend und von einigem Wert sind auch die kurzen Ausführungen Rudi Eichhorns über den Vermögenserwerb des Rotenburger Stifts im 14. Jahrhundert.

Band 6 beginnt mit der Ortsbeschreibung Oberellenbachs, wieder in einer Bearbeitung von Friedrich Herzog. Den Schwerpunkt des Bandes bilden zwei Beiträge zu Leben und Wirken des Landgrafen Hermann von Hessen-Rotenburg. Die mehr biographische Arbeit entstammt dem Nachlaß des 1984 verstorbenen Architekten Ludwig Hömig. Dieser hat Friedrich Herzog einen Abschnitt aus der „Cosmographischen Beschreibung des Niederfürstentums Hessen 1641“ aus der Feder des Landgrafen Hermann hinzugefügt. Er behandelt Landesteile aus dem ehemaligen Kreis Rotenburg.

Zu erwähnen ist weiter die Geschichte der Bebraer Posthalterfamilie Rehwald von Rudi Eichhorn. Sie stellt ein bedeutendes Stück Bebraer Postgeschichte dar. Der Kurzbeitrag des Bandes ist den Druckereien und Zeitungen im alten Rotenburg gewidmet.

Auch die Bände 5 und 6 zeigen die seinerzeit eingeschlagene Publikationsrichtung und die Arbeitsbreite des Rotenburger Zweigvereins. Seine Mitglieder und über sie hinaus alle interessierten Leser können mit dem gut gestreuten thematischen Angebot der sachlich fundierten Beiträge zufrieden sein.

Friedrich-Karl Baas

Rund um den Alheimer. Beiträge zur Geschichte und Landeskunde des ehemaligen Kreises Rotenburg. Hrsg. von Friedrich Herzog. Bd. 7, Rotenburg 1985.

Wenn ein kleinerer Verein wie der Rotenburger Zweigverein des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde nun schon den siebenten Band einer neuen Schriftenreihe in ununterbrochener Folge herausgeben kann, so beweist dieser Umstand, daß „Rund um den Alheimer“ sein Publikum gefunden hat und noch findet und damit eine Lücke im heimatgeschichtlichen Schrifttum ausfüllt, die vorher bestanden hat. Das ist auch kein Wunder, entdeckt doch der geschichtlich interessierte Leser wie auch der leidenschaftliche Heimatforscher in jedem der bisher erschienenen Bände Aufsätze, die sein Wissen über das an sich schon Bekannte hinaus erweitern können.

Da sind vor allem die Dorfbeschreibungen zu nennen, die der Herausgeber der Bändchen, Friedrich Herzog, Zug um Zug veröffentlichen will, soweit sie in das Gebiet des Altkreises Rotenburg gehören. In den vergangenen Jahren waren es Rotenburg selbst und einige Dörfer der näheren Umgebung, die auf diese Weise mit ihren Spezialbeschreibungen aus dem 18. Jahrhundert der Forschung zugänglich gemacht wurden. In diesem Band handelt es sich um Nentershausen, ein Dorf, das einst mit dem Kupferbergbau im Richelsdorfer Gebirge eng verbunden war. Die Spezialbeschreibungen, sozusagen das Vorwort zu dem amtlichen Lager-, Stück- und Steuerbuch der jeweiligen Dörfer, bieten demjenigen, der sie zu deuten vermag, ein getreues Abbild der sozialen und wirtschaftlichen Zustände in Stadt und Land zur Zeit ihrer Abfassung, im Falle von Nentershausen also der Jahre um 1770. Ein besonderes Verdienst hat sich der Bearbeiter noch dadurch erworben, daß er dem Text Worterklärungen heute ungebrauchlicher Ausdrücke beifügte, so daß auch derjenige, der sich in der Behördensprache des 18. Jahrhunderts nicht auskennt, diese gut nachvollziehen kann.

Die Pfarrkirche des Ortes steht im Mittelpunkt eines kleinen Aufsatzes, in dem Klaus Sippel und Rudolf Schulze neue Beobachtungen zur Baugeschichte des alten Gotteshauses mitteilen und so die Spezialbeschreibung in gewissem Sinne ergänzen. Von den weiteren Beiträgen des Heftes beschäftigen sich allein drei mit Themen der früheren Kreisstadt Rotenburg: Einer mit dem vermutlich unwiederbringlich verlorenen früheren Schafhof des Ortes, dem Gerhard Seib eine sorgfältige Studie gewidmet hat; daneben geht Ewald Kanngießler dem Spottnamen der Rotenburger (*Bornschisser*) nach; und schließlich erinnert sich Heinrich Sultan an seine Zeit als Lagerfeldwebel des Offiziers-Gefangenenlagers Rotenburg 1939-1945. Abgerundet wird die siebente Ausgabe von „Rund um den Alheimer“ durch einen kurzen Beitrag über ein vorgeschichtliches Thema (Hügelgräber im Richelsdorfer Gebirge) und eine Arbeit von Rudi Eichhorn über Bebra und seinen Bahnhof. Alles in allem läßt sich feststellen, daß das schmale Bändchen wieder wie seine Vorgänger in den zurückliegenden Jahren vielen Heimatfreunden etwas bieten kann, gut zu lesen ist und das heimatgeschichtliche Wissen bereichert.

Waldemar Zillinger

Schüling, Hermann: Verzeichnis der bis zum Jahre 1979 in Gießen erschienenen Zeitungen. Gießen: Köhler 1983. II, 76 S. und 13 ungezählte S. mit Abb., 8°

Hermann Schüling, Direktor der Universitätsbibliothek Gießen, nennt das vorliegende Verzeichnis einer Zusammenstellung und Beschreibung aller bis Ende 1979 erschienenen Zeitungen einen Versuch. Adelheid Schäfer führt in ihrem 1978 erschienenen Werk „Hessische Zeitungen. Bestandsnachweis für die bis 1950 im Gebiet des ehemal. Großherzogtums und Volksstaats Hessen erschienenen Zeitungen“ 46 Gießener Titel auf. Das vorliegende Verzeichnis beschreibt 109 Titel. Es ist damit sicher so gut wie vollständig. In den nächsten Jahren werden hoffentlich neue Fundorte bisher nicht durch Exemplare nachgewiesener Titel oder Jahrgänge entdeckt werden können. Die Bestandsnachweise zu jedem Titel geben einen Eindruck der großen Kriegsverluste gerade der Gießener Bibliothek. Die ausführliche Titelbeschreibung jeder Zeitung wird ergänzt durch die Aufführung von Sekundärliteratur zu ihrer Geschichte oder Bedeutung.

Wissenschaftliche Zeitschriften mit Verlagsort Gießen sind nicht aufgeführt. Nicht aufgenommen wurden auch die zu besonderen Anlässen herausgegebenen zeitungähnlichen Erzeugnisse: Festzeitungen, Fastnachtszeitungen und Flugblätter. Keine Aufnahme fanden ebenfalls Schülerzeitungen, studentische Fachschaftsblätter, Zeitungen studentischer Verbindungen, Vereinszeitungen und Familienzeitungen, Blätter, die in der Regel aus einem engen Lebensbereich berichten. Generell aufgenommen wurden erfreulicherweise die Beilagen von

Zeitungen, obwohl sie oft den Charakter literarischer Blätter oder von Verordnungsblättern haben.

Das Verzeichnis (S. 1-68) wird ergänzt durch ein „Register der Zeitungstitel“ (S. 69-71), eine „Gliederung der Zeitungstitel nach Zeitungstypen“ (S. 72-75) und das „Literaturverzeichnis“ und die „Abkürzungen“ auf S. 76. Diese notwendigen Register hätten freilich in einem Inhaltsverzeichnis nachgewiesen werden müssen.

Zeitungen sind für Wissenschaftler sehr vieler Fachrichtungen unentbehrliche Quellen. Hermann Schüling, der mit der Veröffentlichung verschiedener guter Verzeichnisse über die Gießener Drucke ab 1650 bereits sehr auf sich aufmerksam machte, legt uns mit dem neuen inhaltlich richtig gegliederten Werk sicher ein von Fachleuten insbesondere in Gießen sehr entbehrtes Arbeitsmittel vor.

Hans-Jürgen Kahlfuß

Niepoth, Ernst: Das Grabkreuz des Oberlehrers Niepoth, Schlitz, 1986, 28 S., - In: Studien zur Schlitzer Geschichte, Heft 13

Sippel, Heinrich: Historisches Schlitz. Eine Kurzfassung der Schlitzer Geschichte. 30 S., Schlitz 1986. - In: Schlitz im Spiegel der Geschichte, Heft 15

In der von Heinrich Sippel herausgegebenen Reihe „Studien zur Schlitzer Geschichte“ erschien als Heft 13 zu Beginn dieses Jahres ein Beitrag, der dem Andenken des 1853 verstorbenen Mädchenschul-Oberlehrers Reinhard Niepoth gewidmet ist. Als Verfasser der Arbeit zeichnet ausnahmsweise nicht der Herausgeber selbst, sondern ein Nachfahr des Verstorbenen, der sich schon seit langem der Familienforschung verschrieben hat. Heinrich Sippel steuerte dem ursprünglich rein familiengeschichtlichen Aufsatz Betrachtungen über die allgemeine Schulgeschichte der Zeit mit dem Schwerpunkt Schlitz bei und weitete so das an sich etwas spröde Thema zu einem Abriß des Schlitzer Schulwesens vor etwa 150 Jahren aus. Fotos, Statistiken und Auszüge aus alten Akten bewirken, daß der gebotene Text überaus lebendig zu lesen ist und den Heimatfreund auf seine Art fesselt.

Von Heinrich Sippel selbst stammt eine Kurzfassung der Schlitzer Geschichte, die er unter dem Titel „Historisches Schlitz“ als 15. Heft seiner bekannten Serie „Schlitz im Spiegel der Geschichte“ Ostern 1986 veröffentlichte. Von der Vorgeschichte bis in die neueste Zeit hinein reicht der Rahmen, in den der Verfasser die Geschichte der Burgenstadt auf knapp 15 Druckseiten drängt. Es leuchtet ein, daß auf diese Weise nicht mehr als ein chronikartiger Abriß der Geschichte des Schlitzer Ländchens entstehen konnte, wenn auch der wesentlichsten, wie der Verfasser meint.

Jede Auswahl gibt bekanntlich Anlaß zur Kritik, denn nie kann es ein Verfasser dabei allen Lesern recht machen. Und doch: Trotz des eben Gesagten scheint mir die Behandlung des 20. Jahrhunderts, also gerade unserer modernen Zeit, auch für eine bloße Kurzfassung der Geschichte einfach zu knapp geraten zu sein. Eine einzige Druckseite ist ihr gewidmet, und von den 12 Jahren der Hitlerherrschaft erfährt man nur deren schlimmes Ende: „Am Karfreitag 1945 dröhnten . . . amerikanische Panzer über die Straßen des Schlitzerlandes“, heißt es schlicht und ergreifend und damit punktum. Etwas mehr über die verhängnisvollen 12 Jahre des Dritten Reiches wäre da schon zu wünschen. Nun, was nicht ist, kann noch werden, denn das Aufarbeiten der jüngsten Vergangenheit dürfte für das Schlitzer Land genauso eine Notwendigkeit sein wie anderswo. H. Sippel sollte sich dieses Themas in Zukunft verstärkt annehmen.

Im übrigen gelten wieder die bekannten Vorzüge der sonstigen Arbeiten des Verfassers: Das Heft ist übersichtlich geordnet und verfügt über Buchschmuck, der etwas ganz Besonderes darstellt, denn zahlreiche künstlerisch hochwertige Federzeichnungen und Aquarelle des Gießener Professors Blasius zieren es im buchstäblichem Sinne. Schon deswegen lohnt sich seine Anschaffung.

Waldemar Zillinger

100 Jahre Verein der Gudensberger Heimatfreunde. - Festschrift zum Jubiläum am 2. und 3. Juni 1984, Gudensberg 1984, 144 S., 40 Abb., über den Verein zu beziehen.

Die Mitglieder des Vereins der Gudensberger Heimatfreunde feierten am 2. und 3. Juni 1984 ihr hundertjähriges Vereinsjubiläum. Der hohe Geburtstag war auch Anlaß für die Herausgabe einer Festschrift. Diese unterscheidet sich auf der einen Seite durch ihre inhaltliche Gestaltung von den üblichen Festschriften zu derartigen Anlässen, auf der anderen formal aber auch wieder nicht. Ein formaler Mangel ist die unerträgliche Mischung von Werbeanzeigen und darstellendem Text. Von den 144 Seiten Gesamtumfang sind allein etwa 45 Seiten der Werbung vorbehalten. Bei diesen Größenordnungen erkennt der Leser selbst, welches Mischwerk ihm

hier zugemutet wird. Das hätte man sicher anders und besser machen können, ohne auf die Werbeeinnahmen zur Finanzierung der Drucklegung verzichten zu müssen, wenn darstellender Text und Werbung voneinander getrennt worden wären.

Inhaltlich bringt der Band ansprechende Darstellungen. Aber auch sie lassen für solche Arbeiten unerfahrene Hände erkennen. Beratung hätte hier not getan, um leider immer wieder gemachte Fehler zu vermeiden. Mitglieder aus dem benachbarten Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Felsberg hätten sicher geholfen. So wäre es beispielsweise möglich gewesen, ohne die Lesbarkeit der Beiträge für den interessierten Laien nachteilig zu beeinträchtigen, einen fundierten Anmerkungsapparat beizugeben. Er hätte die Ausführungen abgesichert und jederzeit eine Weiterarbeit möglich gemacht. Selbst die Literaturangaben sind nicht korrekt.

Der Band beginnt mit einer Darstellung der Vereinsgeschichte. Sie zählt in chronologischer Reihenfolge mehr oder weniger ausführlich und ohne Binnengliederung Entwicklungsabschnitte aus dem Vereinsleben auf. Bei Einarbeitung des allgemeinen Zeitkolorits wäre gerade hier ein wesentlich anschaulicheres und somit ansprechenderes Bild vom Vereinsgeschehen zu zeichnen gewesen.

Der zweite Beitrag mit dem Titel „Aus der Vorgeschichte unserer Heimat“ gibt in referierender Form einen Überblick über die vor- und frühgeschichtlichen Fundplätze im Raum Gudensberg.

Größeres Gewicht besitzt der Aufsatz über die Burg und Stadtbefestigung bis 1595. Hier wird der Versuch unternommen, den heutigen Baubefund mit Darstellungen aus der Vergangenheit zu verbinden, um so in der Bewertung der Sachverhalte ein Stück weiterzukommen.

Die beste Arbeit stellt die Zeittafel dar. Sie verrät einige Erfahrung im Umgang mit historischem Material. Die Tafel beginnt mit Hinweisen aus der Älteren Steinzeit und endet mit der Jubiläumsfeier am 2. und 3. Juni 1984. Aber auch für diese 34 Druckseiten gelten die bereits zur Bedeutung eines Anmerkungsapparates gemachten Ausführungen. Alle hier mitgeteilten Fakten entstammen Brunners Stadtgeschichte (1922), Dotts heimatgeschichtlichen Aufsätzen, der Stadtchronik (1937) und dem HNA-Archiv. Wie wichtig gerade hier eine genaue Belegung der einzelnen Mitteilungen gewesen wäre, dürfte für jedermann einsichtig sein.

Lobenswert ist weiter der Sammeleifer von altem Bildmaterial. Es ist den Texten in chronologischer Reihenfolge beigegeben, leider aber in bunter Mischung mit der Werbung.

Anzustrebendes Ziel bei der Abfassung und Gestaltung derartiger Jubiläumsschriften sollte es sein – das muß am Gudensberger Beispiel abermals hervorgehoben werden –, so zu schreiben, daß der Laie seinen Leseeifer nicht verliert, daß aber auch der Fachmann keinen Grund hat, um die Lektüre verärgert aus der Hand zu legen. Und das ist möglich; es gibt Beispiele dafür!

Friedrich-Karl Baas

Jahrbuch 1986 des Geschichtsvereins Naumburg. Hrsg. vom Vorstand des Geschichtsvereins Naumburg. Fritzlar 1986, 97 S.

Vorliegendes Jahrbuch wurde erstmals vom Geschichtsverein Naumburg herausgegeben und behandelt nur ein Schwerpunktthema – die Schulgeschichte Naumburgs einschließlich seiner heutigen Ortsteile. Den insgesamt 32 Textbeiträgen – von gut recherchierten Einzeluntersuchungen bis hin zu persönlichen Erinnerungen ehemaliger Lehrer –, die in fünf thematischen Gruppen zusammengefaßt wurden, schließt sich ein umfangreicher, nach Schulen gegliederter Bildteil an.

Die Zuordnung der einzelnen Textbeiträge zu thematischen Gruppen scheint in Einzelfällen nicht ganz systematisch vorgenommen zu sein, so gehört der Verwaltungs- und Tätigkeitsbericht 1945-1948 der Stadt Naumburg wohl eher in das Kapitel „Aufgabenbereiche und Einkünfte“ denn in das Kapitel „Schulgeschichte“; auch das Kapitel „Weiterführende Schulen“ mit nur zwei Beiträgen hätte durch eine allgemeiner gehaltene Benennung (z. B. „Schularten“) besser ausgefüllt werden können, z. B. zusätzlich durch die Beiträge zur evangelischen und jüdischen Schule.

Erfreulich ist im Zusammenhang mit letzterem Beitrag die Tatsache, daß die Aussage in der Festschrift zur 800-Jahrfeier Naumburgs über die Nichtbeteiligung Einheimischer in der „Kristallnacht“ relativiert wurde – wenn auch mit vielen Abtönungspartikeln.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß hier ein gelungenes Ergebnis der Bemühungen engagierter Bürger, ein Stück Heimatgeschichte aufzuarbeiten und in einer jedermann zugänglichen Art und Weise darzubieten, vorliegt, ein Ergebnis, das Anerkennung und Nachahmung verdient.

Christine Swoboda-Körner

Witzenhäuser Stadtchronik 1950-1954. Zusammengestellt von Rudolf Harberg, hrsg. vom Magistrat der Stadt Witzenhausen, Witzenhausen 1985, 898 S.

Drei Jahre nach Erscheinen des ersten Teils der Stadtchronik (1945-1949) legt H. nun – anders als damals angekündigt – den zweiten Teil nicht für ein Jahrzehnt, sondern nur für einen Fünfjahreszeitraum vor. Angesichts der „Fülle des Materials“ sah sich H. gezwungen, „sich auf fünf Jahre zu beschränken, wenn die gewählte Buchform handlich bleiben“ sollte. Herausgekommen ist dennoch ein Ungetüm von einem Buch, das nachhaltiger, als dies bereits in der Besprechung des ersten Teils der Stadtchronik zum Ausdruck gebracht wurde (ZHG 90, 1984/85, S. 343), die Frage nach einer umsichtigen Gesamtkonzeption des Unternehmens und seiner künftigen Fortführung hervortreten läßt.

Die Chronik folgt dem schon vom ersten Teil her bekannten Schema: Sie beginnt mit der sehr nützlichen Zusammenstellung bemerkenswerter kommunalpolitischer Daten, darunter die Bürgermeister-Amtszeiten, die Aufstellung der gewählten Parlaments- und Magistratsmitglieder, Wahlergebnisse, Haushaltsansätze, Steuerhebesätze sowie Einwohner- und Geburts- und Sterbezahlen. Dann reihen sich die chronologisch angeordneten Tagesnotizen an, die H. in der Regel den damals gängigen beiden Tageszeitungen (Hessische Nachrichten und Niederhessische Zeitung) entnommen hat. Zuweilen kann er aber auch aus den Protokollen der Stadtverordnetenversammlung schöpfen. Durch einfache Zeichen wird die jeweils herangezogene Quelle benannt. Jedem der fünf aufgenommenen Jahrgänge ist ein Jahresüberblick vorangestellt worden, aus dem die wichtigsten Ereignisse – nach Sachthemen untergliedert – übersichtlich erfaßt werden sollen. Diese Überblicke und die beiden Register am Schluß des Bandes (Orts- und Personenindex) sind angesichts der schier unüberschaubaren Menge an Informationen eine wichtige und willkommene Orientierungshilfe.

Die Jahresüberblicke verdeutlichen aber im Vergleich mit der eigentlichen „Chronik“ ungewollt den entscheidenden Mangel der Arbeit. Auf der einen Seite hat man das sehr karge Gerüst der Überblicke, auf der anderen Seite die zahlreichen aufgenommenen Tagesereignisse. Sie spiegeln zwar die ganze Breite des städtischen Lebens in Witzenhausen und umspannen ein Spektrum von hochaktuellen und brisanten Themen bis hin zu den verschiedensten Kuriosa und Nichtigkeiten. Nirgends aber wird deutlich, wo H. eigentlich die Meßlatte für die Aufnahme in seine Chronik angelegt hat. Dem Bearbeiter scheint die Menge des Materials offenbar über den Kopf gewachsen zu sein. So interessant die zutage geförderten Nachrichten auch immer sein mögen, eine Beschränkung auf die wirklich für die Stadtentwicklung wichtigen Notizen hätten oberstes Gebot sein müssen. Zur Aufgabe (und zur „Kunst“) eines Chronisten sollte auch gehören, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden.

Dennoch sei betont, daß die Chronik für eine künftige Stadtgeschichtsschreibung von Nutzen sein wird, bietet sie doch für die Forschung zumindest eine bedeutsame chronologische Stütze, auf der man aufbauen kann. H. hat mit dieser Zusammenstellung eine enorme Fleißarbeit erbracht, auf die jeder, der über die Nachkriegsjahre arbeiten will, gern zurückgreifen wird.

Sollte an eine Weiterführung der Chronik gedacht sein, so ist allerdings eine rigorose Selbstbeschränkung bei der Auswahl vonnöten. Neben dieser gebotenen inhaltlichen Beschränkung sollte im übrigen auch an eine platzsparendere Gestaltung des Typoskripts gedacht werden. Im vorliegenden Fall hätte dies den Band wahrscheinlich schon um 1/3 „schmäler“ werden lassen, insbesondere, wenn z. B. die Zeilenabstände durchgängig auf den allgemein üblichen 1 1/2 Zeilen-Abstand reduziert und die Tagesnotizen selbst enger zusammengerückt worden wären. Entsprechendes gilt für die viel zu platzgreifend geschriebenen Indices. Tritt hier keine Änderung ein und sollte es bei dem bisherigen unkritischen Vorgehen bleiben, steht zu befürchten, daß künftige Bände zu unhandlichen Zwei- oder Dreijahreschroniken ausufern könnten.

Als „Wermutstropfen“ bleibt abschließend festzustellen, daß wir mit den beiden jetzt von 1945-1954 reichenden Chroniken eigentlich nur vom Umfang her über das hinausgekommen sind, was wir schon seit langem im Stadtarchiv in der maschinenschriftlichen Chronik von K. A. Eckhardt besitzen. Diese aus 6 Bänden bestehende Arbeit wird, wie schon in seinem ersten Teil, von H. mit keiner Zeile erwähnt, obwohl sie doch ebenfalls bis Ende 1954 geführt wurde. Es wäre wohl für die Stadtchronistik besser gewesen, den bisher betriebenen immensen Aufwand lieber für eine Fortsetzung der bereits vorhandenen Aufzeichnungen zu erbringen. So hätten wir mit den Stadtchroniken schon zum jetzigen Zeitpunkt ein ganzes Jahrzehnt weiter sein können, und die unnötige Doppelarbeit wäre gleich von Beginn dieses neuen Unternehmens an vermieden worden.

Herbert Reyer

Kunst- und Kulturgeschichte

Roth, Helmut: Kunst und Handwerk im frühen Mittelalter. Archäologische Zeugnisse von Childerich I. bis zu Karl dem Großen. Stuttgart: Theiss Verlag 1986, 320 S., 111 Abb., 112 Kunst-drucktafeln (52 in Farbe), Leinen, 98,- DM

Ohne hier monokausale Erklärungen zu erwägen, wird man doch davon ausgehen dürfen, daß die monatelang breit geführte öffentliche Diskussion über das Helmarshäuser Evangeliar und die horrenden Rückkauf(?) - Summe das Bewußtsein vieler sensibilisiert hat für Fragen nach der mittelalterlichen Kunst, ihrer damaligen und heutigen Bewertung und nach ihren Schöpfern.

Helmut Roth, Marburger Professor für Frühgeschichte / frühmittelalterliche Archäologie, widmet den Menschen, die – selbst nach Maßstäben unseres aus der Perspektive technischer Perfektion urteilenden Zeitalters – Herausragendes geleistet haben, einen umfangreichen, reich illustrierten Band (111 Zeichnungen, nicht gerechnet die der „Erläuterungen“ S. 261 f.; 112 – davon 52 farbige – Phototafeln). Roth macht erstmals bewußt, daß die überwiegend auf archäologischem Wege geborgenen Kunst-Werke des frühen Mittelalters vom Ende des 5. bis zum Ende des 9. Jahrhunderts nicht einfach nur letztlich gleichrangig zu bewertende Zeugnisse einer fernen Zeit sind, deren „Schönheit“ oder Seltenheit oder Materialwert usf. für sich als Beurteilungskriterien stehen. Roth hebt die herkömmliche, anonymisierende Undifferenziertheit bei dem Blick auf die Produzenten auf und macht deutlich, inwieweit eben diese „Geräte“ des religiösen Gebrauchs oder des täglichen Lebens Ergebnisse von Schaffens-/Herstellungsprozessen klar zu unterscheidender Handwerksberufe sind, deren Fertigungs- und Leistungsstand und deren Arbeitsbedingungen durch die Analyse schriftlicher Quellen und die Deutung archäologischer Befunde ermittelbar sind.

Abgrenzend, aber durchaus folgerichtig hält Roth für die Bezugszeit fest: „Zur Kunst, d. h. zu Objekten, deren Zweck primär in ihnen selbst ruht, ist es nie gekommen“ (S. 9). Den „Kunst“-Begriff auch des Buchtitels will er als Konzession an die „stete und dynamisch fortschreitende Veränderung des Wortfeldes ‚Kunst‘“ verstanden wissen. A. a. O. sagt er: „Ars‘ (Kunst) war also ausschließlich die handwerkliche Fähigkeit, ein kunstreiches Gebilde (zum praktischen Nutzen), ein ‚artificium‘ herzustellen“ (S. 35). Er faßt die Überzeugung des 9. Jahrhunderts zusammen: „Die Kunst, das Handwerkliche, erfüllt den pragmatischen Zweck der schönen Verzierung von Gerät des täglichen Gebrauchs und der bildlichen Darstellung biblischer Geschichte im kirchlichen Bereich“ (S. 35). Absichernd hebt er hervor, daß dieser Kunstbegriff zugleich die offizielle, antik-römisch beeinflusste Geringschätzung der Zeit für die Hand-Arbeit weiter förderte (die dann von den gebildeten Kopf-Arbeitern durch Jahrhunderte weitergetragen wurde!).

Mit dem etymologischen Ansatz über den germanischen Begriff der ‚list‘ (als der individuellen schöpferischen Klugheit) gelingt der Nachweis einer allmählich geringeren Wertschätzung des Künstlerischen innerhalb des handwerklichen Könnens vom Früh- zum Hochmittelalter. So gesehen bewegt sich Roths Buch im Spannungsfeld zwischen der erst im 19. Jahrhundert wiedererwachenden Hochschätzung und der mittelalterlichen, z. T. ausgeprägten Geringschätzung der Handwerkskunst.

Nach einer kurzen Absteckung des historischen Rahmens von Childerich I. zu Karl dem Großen und nach der notwendigen Definition der Titelbegriffe wendet sich Roth im zentralen 6. Kapitel (S. 40–123) denjenigen unter den ca. 25 frühmittelalterlichen Handwerksberufen zu, deren archäologisch greifbare Hinterlassenschaften wegen ihrer Belegfülle oder wegen der Breite des Gestaltungsspektrums eine Interpretation der erbrachten Leistung erlauben, sie mithin der Anonymität entreißen. Gold- und Silberschmiede, Münzmeister, Bronzegießer, Ziegler, Stukkateure, Steinmetzen und Bildhauer, Kunstmaler, Töpfer, Glasmacher, Klingenschmiede und Schwertfeger bieten diese Voraussetzungen; Wagner z. B. oder Schuster, die mit meist wenig ornamentierten (heißt: rein funktionalisierten) und zudem leicht vergänglichen Materialien arbeiteten, bleiben begründet unbeachtet.

Es gelingt Roth, für alle genannten – repräsentativen! – Handwerke ein überzeugendes Berufsbild zu entwerfen, das neben der Würdigung des Leistungsstandes (dazu Skizzen, Phototafeln etc.) – aus archäologischer Befunddeutung gespeist – auch die zentralen Fragen nach den Werkzeugen, nach Produktivität, Mobilität, Vertriebsgebieten, Sozialstatus, Innovationen

usf. (alles zusätzlich unter dem Gesichtspunkt ihrer Veränderungen) erfaßt. Ausgezeichnete (weil einsichtig-eindeutige) Karten illustrieren z. B. das Verbreitungsproblem und machen die regionalen Konzentrationen von ermittelten Werkstoffen / Produkten ebenso sichtbar, wie sie in anderen Fällen Handelswege und -verbindungen erkennen lassen.

Besonders aufschlußreich ist das Kapitel VII, in dem Roth die Querverbindungen zwischen „Kunst, Handwerk und Gesellschaft“ (diachron durch den Beobachtungszeitraum) untersucht. Roth scheut sich hier nicht, auf offene bzw. mit neuen archäologischen Befunden sich erst jetzt ergebende Fragen zu verweisen, z. B. bei der Interpretation von Grabinventaren, der Abschätzung der gültigen Gesellschaftsstrukturen kontemporärer, aber entfernt voneinander lebender germanischer Völker oder z. B. der Rechtsstellung der Gewerbetreibenden, der Wirkung der Kunst auf den privaten Bereich, der Tiersymbolik und -ornamentik usf. Mancher Forschungsansatz/-anstöß wird hier gegeben; das aus dem Vorlesungs- und Seminarbetrieb hervorgegangene Buch repräsentiert lebendige Wissenschaft. Aus der Museumsarbeit wird der Roth'sche Ansatz bei der Fund-Deutung nicht mehr wegzudenken sein, denn er erlaubt es über die Zeiten hinweg, alle Belege für uns verständlich „zum Sprechen zu bringen“.

Ein Erläuterungsteil, ein reiches Verzeichnis von Quellen und Literatur, sowie Personen-, Orts- und Sachregister beschließen einen in jeder Hinsicht überzeugenden Band.

Helmut Burmeister

Broszinski, Hartmut: Kasseler Handschriftenschätze. Kassel: Stauda 1985. 184 S. (Pretiosa Cassellana) DM 68,--

Die Gesamthochschulbibliothek Kassel, hervorgegangen aus der Bibliothek der Gesamthochschule Kassel, Landesbibliothek und der Murhardschen Bibliothek, gehört mit einem Bestand von knapp 5000 Codices zu den bedeutenden Handschriftensammlungen Deutschlands. Für die ständige Zurschaustellung ihrer Zimelien erhielt sie 1978 einen Tresor. Als Begleitbuch für die Besucher dieser Ausstellung verfaßte Hartmut Broszinski, der Leiter der Handschriftenabteilung, den vorliegenden Band.

Das Buch will mehr sein als ein Führer durch die Ausstellung, mehr sein als einer der herkömmlichen Zimelienkataloge, wie ihn etwa die Universitätsbibliothek Heidelberg 1975 in hervorragender Ausstattung vorgelegt hat, und mehr sein als ein schönes Bilderbuch. Ein Lesebuch hat sich der Verfasser vorgestellt, das als Begleiter durch die Ausstellung und als Einführung in die Welt der Handschriften gleichermaßen dienen soll. Dieses Ziel ist voll erfüllt – und um es vorweg zu sagen: es ist nicht nur ein gut lesbares, sondern auch ein schönes Buch dabei herausgekommen. Bei der Ausstattung wurde nicht gespart. Ein schöner Einband, aufwendiger Satz, sauberer Druck auf Kunstdruckpapier und gelungene Reproduktionen, die meisten in Farbe, machen auf den Inhalt gespannt. Und der ist wirklich spannend zu lesen. Bücher und Bibliotheken haben bekanntlich ihre Geschichte. Broszinski hat es verstanden, dies an jedem beschriebenen Stück zu exemplifizieren. Natürlich sind die Zimelien der ehemaligen Landesbibliothek der Forschung bekannt. Bereits 1930 hat Gustav Struck sie in seinem Beitrag zur Festschrift der Landesbibliothek (Die Landesbibliothek Kassel 1580-1930. Hg. von Wilhelm Hopf) vorgestellt. Aber auch zu Bekanntem weiß der Verfasser Eigenes hinzuzufügen, so sein überzeugender Versuch, die berühmte Kasseler Handschrift der Tironischen Noten der Bibliothek des Sponheimer Abtes Johannes Trithemius zuzuordnen, von wo sich ihre Provenienz weiter bis in den Besitz eines Mainzer Klosters zurückverfolgen läßt. Seit 1686 in Kassel nachzuweisen, hat der Codex teilgehabt am Schicksal seiner Bibliothek, die 1941 Opfer eines Fliegerangriffs wurde. In seinem Tresor schmorte er zu einem Pergamentknäuel zusammen, dessen Glättung und Streckung durch die Hand des Restaurators als ein Wunder erscheint. Andere Handschriften, die den Untergang der alten Landesbibliothek in besserem Zustand überdauerten, fielen nach Kriegsende Plünderern in die Hände und gelangten bis in die USA, von wo sie einzeln zu verschiedenen Zeiten zurückkehrten – am spektakulärsten 1972 des 1. Blatt des Hildebrandliedes, aber noch 1978 eine Cicerohandschrift, die zuvor schon den Untergang der Fuldaer Klosterbibliothek im Dreißigjährigen Krieg überstanden hatte.

Die Codices, die Hartmut Broszinski beschrieben hat, sind nicht erst durch die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges mit der Geschichte Hessens und Kassels verbunden. Das ist bei ihrer Herkunft aus der Hofbibliothek der Landgrafen von Hessen auch nicht verwunderlich. Dieser landesgeschichtliche Bezug ist bei jedem der beschriebenen Stücke herausgearbeitet. So ist das Buch nicht nur eine belehrende und oft auch vergnügliche Lektüre für Bücherfreunde, sondern auch für Landeshistoriker. Der Bibliothek und ihrem Handschriftenbibliothekar ist zu dieser Veröffentlichung zu gratulieren.

W. Leist

Mertens, Volker und Ulrich Müller: Epische Stoffe des Mittelalters. Stuttgart: Kröner 1984 (Kröner TB 483), 529 S., Leinen, 34,- DM

Siebzehn wissenschaftlich hochkarätige Mitarbeiter (vgl. die „Kurzviten“ S. 491 ff.) haben Dr. Volker Mertens, Professor für Ältere deutsche Sprache und Literatur an der FU Berlin, und Dr. Ulrich Müller, Professor für Deutsche Literatur des Mittelalters der Universität Salzburg, Beiträge zu einer neuen Literaturgeschichte zur Verfügung gestellt. „Epische Stoffe des Mittelalters“ werden – wie zumeist wohl – nicht in den Grenzen nationaler Entwicklungen, sondern als gemeineuropäische Phänomene begriffen (Ausnahmen: Sonderentwicklungen der Isländersaga und angelsächsischer Traditionen). Sie werden dabei sowohl immer untereinander als inhaltlich korrespondierende Stoffe wie auch mit dem Blick auf die jeweils eigene Tradition in Beziehung gesetzt.

So leisten die sechzehn themenspezifischen Beiträge zugleich die Diskussion des Einzelwerkes (erschließbar durch umfang- und detailreiche Stoffregister S. 515 ff.) und seine Einbindung in übergeordnete Fragestellungen mit der Konsequenz des bei diesem Ansatz selbstverständlichen und möglichst umfassenden Vergleichs („Bibelepik“, „Legenden“, „Tierepik“, „Artus“, „Gralromane“ usf. usf.).

Auf dem Weg über z. T. äußerst scharfsinnige Analysen und Reduktionen gängiger dichterischer Stoffgeflechte auf zentrale Motive wird eine Basis für Vergleiche z. B. mit historischen Ereignissen geschaffen. Diese müssen nicht zwangsläufig die Hintergründe der überlieferten Darstellung sein (vgl. die Diskussion über die Quellen des Nibelungenliedstoffes), sie machen jedoch – als Folie verstanden – eben diese Schilderungen besser begreifbar, weil in ihnen das Wiederkehrende, das Typische, das allgemeiner Gültige erkennbar wird.

Mit Geschick werden Interpretationen und Inhaltsnachvollzug verknüpft; der Forschungsstand (ggf. einschließlich widerstreitender Positionen) wird ohne allzu diffizile Diskussion des Forschungsweges referiert (vgl. die wohltuende Hervorhebung des Wichtigen im Kapitel ‚Nibelungen und Kudrun‘). Da die mittelalterliche Literatur aufgrund unzureichender Quellenlagen noch immer zahlreiche heißdiskutierte Fragen stellt, mithin Antworten zumeist aus wissenschaftlichen Thesen oder einfach nur aus Spekulationen kommen, lag hier die besondere Schwierigkeit sowohl der Verfasser wie der Herausgeber. So werden in Fällen von Kenntnislücken entweder die extremsten unter den widerstreitenden Positionen zum Zeichen der möglichen Spannweite bei der Lösungsfindung angeführt oder einfach nur die – begründet – für die überzeugendste gehaltene These. Wissenschaftlichkeit bleibt so gewahrt; die Auswahlbibliographie weiterführender Literatur gibt Möglichkeiten der Kontrolle und Absicherung.

Die Zusammenstellung der Beiträge ist nicht rein kompilatorisch sondern editorisch aufbereitet durch ein verlässliches inneres Verweissystem. So lassen sich auch die betreffenden weiteren Darstellungen, Ansätze, Quellen (diese in ausgewählter Anzahl) etc. einbeziehen.

Wie die meisten vergleichbaren Bände der Kröner-Taschenausgaben ein unbedingt empfehlenswertes faktenreiches Werk.

Helmut Burmeister

Jansen, Franz: Die Helmarshausener Buchmalerei zur Zeit Heinrichs des Löwen. – Verlag des Antiquariats Bernhard Schäfer, Bad Karlshafen 1985, 170 S., 33 Abb. (geringfügig veränderter Neudruck der 1933 im Verlag August Lax, Hildesheim und Leipzig, erschienenen 1. Aufl.), broschiert, 38,- DM.

Es mag durchaus so aussehen, als habe der spektakuläre Ankauf des Evangeliars Heinrichs des Löwen am 6. Dezember 1983 durch das Land Niedersachsen im Zusammenwirken mit der Bundesrepublik Deutschland, dem Freistaat Bayern und der Stiftung Preußischer Kulturbesitz auch verlegerische Spekulationen ausgelöst. Eine derartige Annahme ginge aber fehl. Der Antiquar Bernhard Schäfer aus Bad Karlshafen hat den Plan, die erste eingehende Untersuchung der Handschrift aus der Feder Franz Jansens, für die seinerzeit noch das Original zur Verfügung gestanden hat, nachzudrucken, bereits vor 30 Jahren gefaßt, ihn aus finanziellen Gründen aber immer wieder verschieben müssen. Die Vorbereitungsarbeiten für den jetzt vorliegenden, nur geringfügig veränderten Nachdruck fielen ganz zufällig in die Zeit des Erwerbs der Handschrift.

Schäfer hat für seinen Nachdruck die bereits die erste Auflage über ihre Filiale in Leipzig 1933 betreuende Druckerei August Lax in Hildesheim gewinnen können und durch sie eine hervorragende Arbeit geliefert bekommen. Während der Text originalgetreu wiedergegeben wurde, konnten die Abbildungen vergrößert und so wesentlich verbessert werden. Das

zunächst leider fehlerhafte Impressum wurde inzwischen durch ein nachgeliefertes Einlegeblatt korrigiert.

Schäfer hat seinen Nachdruck durch zwei kurze Texte von bekannten Fachleuten erweitert: durch ein Geleitwort des leider wenige Wochen vor Erscheinen des Bandes verstorbenen Hanns Swarzenski und durch ein Vorwort Martin Gosebruchs. Letzterer macht den Leser auf die wohl einzige über Jansens Arbeitsergebnisse hinausgehende Erkenntnis aufmerksam: auf die neue Datierung der Entstehungszeit der Handschrift. Sie wird neuerdings mit der Weihe des Marienaltars im Braunschweiger Domstift St. Blasien in Verbindung gebracht.

In Zukunft kann sicher davon ausgegangen werden, daß in Verbindung mit der ersten öffentlichen Präsentation des kostbaren Stücks auf der Braunschweiger Ausstellung erneut eine Beschäftigung mit der Helmarshäuser Malerschule einsetzen und vermutlich auch zu neuen Erkenntnissen führen wird. Sie aber werden, wie sie im einzelnen auch aussehen mögen, immer an den Forschungsergebnissen Jansens orientiert bleiben.

Schäfers Verdienst besteht zweifellos darin, durch seinen Nachdruck die zukünftige Forschungsarbeit wesentlich erleichtert zu haben. Wir wünschen ihm mit seiner Publikation, die übrigens außergewöhnlich kostengünstig ist, verlegerischen Erfolg. *Friedrich-Karl Baas*

Dilich, Wilhelm: Ritterspiele Anno 1596. Als Nachdruck hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Hartmut Broszinski und Gunter Schweikhart. Kassel: Georg Wenderoth Verlag 1986, Ganzleinen in Schuber, 230 S., zahlr. teils farbige Abb., 4°. 126,-- DM.

Es ist von Anfang der Welt her gründtlich angemercket die menschliche Blödigkeit, und wie sich das Irrdische in einem zweiffelhafften und unbeständigen Wandel verschleisse und vergehe. Hiergegen aber ist über das alles diß genugsam klar und männiglich bewust, daß, ob schon nichts ohne Trübsal, auch kein Standt oder Hoheit ausserhalb beschwerlicher Anstösse und Wiederwertigkeiten gefunden werde, dennoch nach dem Regen ein Sonnenschein, und nach dem traurigen harten Winter der lieblich Fröling, ja auff Trübsal Freude nicht allein zu hoffen, sondern auch mehrmals wircklich erfolge. So beginnt der „Architekt, Festungsbaumeister, Geometer, Zeichner, Holz- und Kupferstecher und Chronist, auch Kriegingenieur, Kartograph und Vedutenzeichner“ (S. X) Wilhelm Dilich (1571-1650) seine *Beschreibung der Fürstlichen Kindtauff Frewlein Elisabethen zu Hessen ...*, bei der die spektakulären „Ritterspiele“ im August des Jahres 1596 stattfanden.

Der Name der Prinzessin, des zweiten Kindes des Landgrafen Moritz, wurde *nach ihrer Uranher-Frawen der Gottseligen Elisabethen, gebornen Königin auß Ungern* gewählt; die Patin aber war wiederum keine Geringere als die Königin Elisabeth von England – womit der politische Anspruch der Landgrafschaft Hessen dokumentiert wurde. Der Einzug der die Königin vertretenden Gesandtschaft in ihre Unterkunft, die Sababurg, ist zu Anfang der Darstellung ausführlich und mit einem besonders schönen, zweiseitigen Bild beschrieben und dargestellt. Landgraf Wilhelm IV., der Großvater, wird *ein besonder lumen und oculum Germaniae* genannt; auch darauf, daß die Landgrafen *deß grossen Caroli Nachkommen* seien, wird eindrücklich hingewiesen.

Solche mit größtem Aufwand inszenierten „Ritterspiele“ dienten damals häufig fürstlicher Repräsentation; aber Dilich betont, daß die Turniere zu Fuß und zu Roß nicht nur als Schaustellungen, sondern als ernsthafte Kampfübungen zu betrachten seien, wobei er sich auf König Heinrich den Vogler als deren Begründer beruft.

Die *Articul zum Fuß Thurnier* ähneln stark den späteren studentischen Fecht-Komments, wobei bis ins einzelne festgelegt ist, was bei den Zwei- und Mehrkämpfen geboten und insbesondere was verboten ist. Nach dem Fußturnier folgte ein Ringstechen zu Pferde, wie es z. B. noch heute bei den ländlichen Reitervereinen in Dithmarschen geübt wird. Danach eine Folge von acht Schauumzügen, *Inventionen* genannt; am letzten Tag dann das Turnier zu Roß, mit einer neuen großen Schaustellung und einem riesigen Feuerwerk endend.

Die im Mittelpunkt stehenden *Inventionen* zeigen den ganzen weltlichen Bildungshorizont ihrer Zeit. Jason und Perseus laden ein zum Ringrennen. Die menschlichen Laster, die Jahreszeiten, Elemente und Winde, der Fürst Euergetes (Wohltäter), Sol und Luna, das Urteil des Paris, die sieben freien Künste nebst den neun Musen, ausführlich die vier Erdteile mit den Eigenschaften ihrer Bewohner – das sind die Themen der Aufzüge zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, alle von Dilich im Bild wiedergegeben und ausführlich in allen Einzelheiten beschrieben und erläutert. Der Götterhimmel Griechenlands, seine Sagenwelt mit Odysseus und den Amazonen, Medea und Andromeda, seine Geschichte mit den Olympischen Spielen und Alexander, schließlich auch Vergil, Julius Cäsar, Drusus, Tiberius und Germanicus werden dem

Publikum vorgeführt, dem das alles offenbar vertraut war. Aber auch die neuere Geschichte wird bemüht: Columbus und die anfechtbare Rolle der spanischen Priester in Amerika, Grönland und die Ostrogoten werden genannt. Im besonderen aber nützt unser Dilich jede Gelegenheit, gute Lehren zu erteilen. Ohne Rücksicht nimmt er die *Epicurische Sewmagen*, die *Bette-, Bier- und Weinhelden unter dem Adel* aufs Korn (S. 7). Die Heldentaten des Perseus lehren, daß *fromme Leut, ob sie gleich von Tyrannen, ja dem Teuffel selbst angefeindet werden, dennoch entlich die Gefahr und Elend überwinden können* (S. 19). Der Aufzug der Fortuna gibt zu bedenken: *Also machtig erzeiget sich das Glück in dieser Welt, es erhebt die Bösen, unterdrückt die Frommen, und muß doch entlich der Thugendt auch seinen Platz und Raum vergönnen* (S. 33). Der vergebliche Kampf der Römer gegen die *Teudschen* hat die Moral: *Aber also gehets zu, wenn man unrecht Gut an sich zu bringen unterstehet, nemlich wie dem Esopischen Hunde, welcher ein Stück mit dem andern verlohre* (S. 55).

Der Germanist wird mit Interesse vermerken, daß auch *König Artus auß Britannien Taffelrunde* noch gegenwärtig ist (S. 7 u. 39). Schöne Belege gibt es für alte Sprichwörter: *So wollen alle guthertigen diesen alten Spruch betrachten, daß wann nicht Fleisch vorhanden, man mit gesaltzenen Fischen vorlieb nemen müsse* (S. 2). *Wie eine Kröte auf der Hechel* (S. 7) ist im Deutschen Wörterbuch u. a. bei Fischart belegt; *Je höher Baum, je schwerer Fall* (S. 33); *auff dem letzten Loch, wie man sagt, zu pfeiffen begannen* (S. 48); *fandt aber daselbst Schue vor seine Füsse* (fand Widerstand, S. 54). Auch im Wortschatz gibt es einiges Auffällige: *Balge* = Schranke (S. 10/11), das einge-deutschte *vermaschkern* für „maskieren“ und *Patrinen* (eigentlich *Paten*) für Symbolgestalten sind im Deutschen Wörterbuch nicht verzeichnet; *Dank* erscheint noch in der alten Bedeutung für den Siegespreis; *Neidhart* für einen bösen Menschen ist seit dem 14. Jh. belegt, in Dilichs Satz *dieweil vornemlich auch Neidhart algemach mit unterzulauffen begunte* (S. 11) möchte man aber fast eine Erinnerung an den *Neidelhart* in Kaiser Maximilians „Teuerdank“ vermuten. Für den Lateiner: Die *virtus* im Wahlspruch des Landgrafen Moritz wird nicht durch eine züchtige Jungfrau symbolisiert, sondern durch den Löwen, und bedeutet also nicht „Tugend“, wie wir sie heute verstehen, sondern „Mannhaftigkeit, Tatkraft“.

Der Musikhistoriker findet außergewöhnliche Musikinstrumente abgebildet; die Querflöte heißt noch *Zwerchpfeife* (S. 39); vier als Göttinnen im Zuge erscheinende Frauen *bliesen einen Echo*. Fast überwältigend ist die Ernte für die Kostümkunde. Man fragt sich, wer diese Hunderte von überreich verzierten Gewändern erdacht, entworfen, genäht und verpaßt haben mag. Sicher ist es ein Zeugnis für höchst leistungsfähige Handwerke – Schneider, Posamentierer, Gürtler, Schmiede, Wagner – im damaligen Kassel.

Das grandiose Fest endete mit einem, wieder an die Abenteuer der Artusdichtung erinnernden Kampf gegen Riesen und Ungeheuer, in dem der Ritter Kalomegathymus schließlich die Königin Gratiola befreit und den höchsten Siegespreis davonträgt. Der durch das „Kalo-“ (der Schöne) erweiterte Name Megathymus – das ist Magnanimus, der „Großmütige“ (richtiger: der Hochgemute), und damit gipfelt die Schau in einer Apotheose des Fürstenhauses.

Wer mag diese „Ritterspiele“ in all ihren Einzelheiten geplant und arrangiert haben? Der vielseitige Landgraf mag selbst nicht unbeteiligt gewesen sein, jedenfalls mit Vorschlägen und Genehmigungen. Man darf aber wohl die Vermutung wagen, daß Wilhelm Dilich nicht nur die buchmäßige Beschreibung des Festes geliefert hat, sondern daß er letztlich auch der Arrangeur des Ganzen gewesen sein könnte. Es wäre ein neues Ruhmesblatt für diesen Mann, dem Hessen viel zu danken hat.

Zu danken ist dem Verlag für die Übernahme und die vorzügliche Ausstattung des Bandes, dem Lions Club Kassel für die Anregung zu dieser Publikation und für finanzielle Förderung, die eine günstige Preisgestaltung ermöglichte.

Ludwig Denecke

Bund, Konrad (Hrsg.): Frankfurter Glockenbuch. Frankfurt/Main: Verlag Waldemar Kramer, 1986. 477 S.

Der aus Anlaß der Ausstellung „Stimme der Stadt: Glocken und Glockenguß in Geschichte und Gegenwart“ in der Frankfurter Paulskirche herausgegebene Band trägt seinen Titel zu recht. Weit davon entfernt, im Umfang des behandelten Stoffes sich nur innerhalb der Stadtgrenzen Frankfurts zu bewegen, trägt das „Glockenbuch“ wohl nur deshalb das Attribut „Frankfurter“, als das Stadtarchiv Frankfurts hier in der Lage war, begleitend zur Ausstellung dieses umfassende Werk zu kompilieren. Die Zielgruppe der Leser kann demzufolge auch als äußerst heterogen angesehen werden.

Angesprochen sind Liebhaber der Kirchenmusik, insbesondere natürlich des Glockengeläutes, die besonders in Kapitel I, „Glocken und ihre Funktionen“, und Kapitel IV, „Glocken in Frankfurt am Main und Hessen“ ihr Wissen um bedeutende Glocken und Glockengießer(familien) erweitern können. Der eher technisch interessierte Leser wird in Kapitel II, „Glocken und Technik“, umfassend über Glockenguß, -formen und -wartung informiert. Der Laie wird sich am ehesten Kapitel III, „Glocken und kulturelles Umfeld“, widmen, in dem die Autoren in ausführlicher Weise demonstrieren, in welchen kulturellen Bereichen in Mitteleuropa das Glockensymbol ein integrierendes Bestandteil geworden ist, so beispielsweise in der Dichtung.

Es ist verständlich, daß „Das Lied von der Glocke“ hierbei eine zentrale Rolle spielt, erfreulich ist aber auch die Behandlung weniger bekannter Werke wie beispielsweise „The Devil in the Belfry“ von E. A. Poe. Hierzu sei nur bemerkt, daß der Gebrauch des dialektalen Ausdrucks „Kappesköpfe“ (S. 143) für einige Leser doch Verständnisprobleme mit sich bringen könnte, die Übernahme des Originalausdrucks „sauerkraut“ oder „kraut“ wäre – in einem „Frankfurter“ Glockenbuch – wohl ebenso passend.

Christine Swoboda-Körner

Wörner, Karl: Orgelbau in Gottsbüren. – Heft 1 der Gottsbürener Blätter, Gottsbüren 1986, 26 S. (Zu beziehen durch die Arbeitsgemeinschaft, Bodo Zwingmann, Am Sahlberg 6, 3520 Hofgeismar)

Die seit einiger Zeit tätige „Arbeitsgemeinschaft für Heimatgeschichte Gottsbüren“ hat im März dieses Jahres ihre erste Veröffentlichung vorgelegt. Sie behandelt den Orgelbau in Gottsbüren und stammt aus der Feder des am 25. Mai 1974 verstorbenen Diplomingenieurs für Elektrotechnik, Karl Wörner.

Wörner ist gebürtiger Gottsbürener und beschäftigte sich während seines Ruhestandes in Zusammenarbeit mit Dr. Heinrich Euler mit der Geschichte seines Heimatortes. Ergebnis dieser Bemühungen ist eine fast zweitausendseitige zuverlässig erarbeitete Dorfchronik.

Die Mitglieder der „Arbeitsgemeinschaft für Heimatgeschichte“ haben sich vorgenommen, zunächst Abschnitte aus dieser Chronik zu veröffentlichen, um so den Mitbewohnern und anderen ortsgeschichtlich Interessierten „ein bedeutsames Stückchen Heimat näherzubringen“.

Der Verfasser beginnt im vorliegenden Heft mit einer kurzen Darlegung des wenigen bekannten Materials über David Kohlen und seinen Sohn Stephan, die allem Anschein nach schon als berühmte Orgelbauer und Lehrmeister während der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in Gottsbüren tätig waren. Leider lassen sich ihre angeblich vorhanden gewesenen Kontakte zu Johann Sebastian Bach und zu den bekannten Orgelbauern Werker, Mühlhausen, und Werkmeister, Halberstadt, nicht belegen.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts heiratet Christoph Heeren in die Familie Kohlen ein und wird so zum Mitträger der großartigen Handwerkstradition der Kohlen. Der Betrieb geht dann auf Sohn David Heeren und von diesem auf seine drei Söhne über. Unter diesen Erben ist Stephan der bedeutendste; von ihm allein lassen sich mehr als vierzig Orgelbauten nachweisen.

Stephan Heerens einzige Tochter heiratete einen im väterlichen Betrieb tätigen Orgelbauer mit dem Namen Johann Friedrich Euler; er stammt aus Frischborn bei Lauterbach im Vogelsberg. Euler begründet (nach einer kurzen Unterbrechung durch den Namen Kuhlmann, denn seine Witwe ehelicht nach seinem frühen Tod einen Johann Dietrich Kuhlmann) die gute Eulersche Orgelbauertradition über mehrere Generationen.

Einen etwas größeren Raum widmet die Darstellung schließlich Conrad Euler (1791-1874) und seiner Auffassung vom idealen Klangbild der romantischen Orgel. In diesem Abschnitt des Heftchens werden auch einmal Aussagen zu musikalischen Fragen gemacht. Sonst befaßt sich der Autor fast nur mit familien- und betriebsgeschichtlichen Sachverhalten. Das ist für einen auch musikalisch interessierten Leser bedauerlich. Leider werden auch nicht die von den Orgelbauern noch erhaltenen und bekannten Werke genannt. Nur die Hinweise, daß noch so und so viele bekannt und so und so viele erhalten sind, genügen nicht. Sie wären in einer Anlage leicht aufzuzählen gewesen, zumal sie im Nachlaß Wörners verzeichnet stehen.

Leider arbeitet der Verfasser auch ohne wissenschaftlichen Anmerkungsapparat. Er schmälert dadurch den Wert seiner Arbeit erheblich. Vielleicht ist es der Arbeitsgemeinschaft zukünftig möglich, bei ähnlichen Veröffentlichungen aus der Dorfchronik einen solchen jeweils zu erstellen und beizufügen.

Anerkennung verdienen dagegen das Namensverzeichnis und die angefügte Kurzbiographie des Verfassers. Bibliographisch exakt erfaßt und in einem gesonderten Verzeichnis ausgewiesen werden sollte auch die im Text zitierte Literatur. Trotz der angesprochenen kleinen Mängel, die zur Anregung von Verbesserungen für zukünftige Hefte dienen sollen, ist der Ansatz der Arbeitsgemeinschaft richtig; sie sollte deshalb bei ihren weiteren Vorhaben unterstützt werden.

Das Heftchen erweitert die an sich schmale Literatur über eine der ältesten bekannten deutschen Orgelbauanstalten in ansprechender Weise. *Friedrich-Karl Baas*

Siedhoff, Thomas: Das Neue Theater in Frankfurt am Main 1911-1935. Versuch der systematischen Würdigung eines Theaterbetriebs (= Studien zur Frankfurter Geschichte 19). Frankfurt/Main 1985. 509 S. 40 Abb.

Hier wird der Versuch unternommen, eine lokale Theatergeschichte in der Folge einer historisch-chronologischen Rekonstruktion darzustellen. Obwohl diese Form mit berechtigter Skepsis zu betrachten ist – so berücksichtigt sie nicht die Untersuchung kommunikativer Prozesse zwischen Darstellern und Publikum –, hat sich der Verf. in Anbetracht des Verlustes fast aller primären Informationen für diesen Weg entschieden, der sich im wesentlichen an der Methodik der historischen Wissenschaften orientiert. Die Arbeit steht im Zusammenhang eines auf Leonhard M. Fiedler zurückgehenden übergreifenden Projekts zur Erforschung des Frankfurter Theaterlebens des Expressionismus und der 20er Jahre. Während die Frankfurter Theatergeschichte, abgesehen von einigen Lücken, geschlossen dokumentiert ist, blieb das Neue Theater bislang weitgehend unberücksichtigt. Die vorliegende Untersuchung richtet besondere Aufmerksamkeit auf den theatralischen Charakter dieses Hauses und dessen literarische Wirkung, die vom Ringen um eine neue Formgebung in der Kunst bestimmt sind. In einem chronologischen Überblick werden zunächst die Voraussetzungen zur Gründung des Neuen Theaters, seine Planung und Errichtung geschildert. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand im Westen Frankfurts zwischen dem Vorort Bockenheim, dem 1888 eröffneten Hauptbahnhof und der historischen Begrenzung der Altstadt ein neues Wohngebiet, das heutige Westend, das zunehmend großbürgerlich geprägt war und vor allem zahlreiche Juden der wirtschaftlichen und kulturellen Oberschicht anzog. Diese Juden gehörten zumeist aufgeklärten, freisinnigen Kreisen an, was für die Struktur des Neuen Theaters nicht ohne Folgen bleiben sollte. Überhaupt war Frankfurt, das niemals einen absolutistischen Landesherrn gehabt hatte, jahrhundertlang durch das in Form einer Oligarchie regierende bürgerliche Patriziat bestimmt worden. So waren auch die beiden größeren Frankfurter Theaterbauten, das 1780 bis 1782 erbaute Comoedienhaus am Theaterplatz und das neue Opernhaus, keine Residenztheater, sondern Spiegelbilder einer bürgerlichen Kulturlandschaft. Wie der Schriftwechsel zwischen dem Dramaturgen Felix Hollaender, einem Mitarbeiter Max Reinhardts, und dem Frankfurter Oberbürgermeister Franz Adickes aus dem Jahre 1909 erhellt, wurde schon zu diesem Zeitpunkt die Errichtung einer dritten künstlerisch hochrangigen Bühne in der Mainmetropole ins Auge gefaßt. An diesem Vorhaben waren vor allem Arthur Hellmer und Max Reimann beteiligt, die als erste der Öffentlichkeit einen Plan zur Einrichtung einer größeren Bühne vorlegten. Das Theater wurde unter Leitung der Architekten Vietze und Helfrich auf einem aus dem Besitz der Brüningschen Erben, die mit den Hoechst Farbwerken eng verknüpft waren, erworbenen Grundstück in der Mainzer Landstraße/Ecke Karlstraße erbaut und am 11. September 1911 mit der Aufführung von Kleists „Der zerbrochene Krug“ und Edmond Rostands „Die Romantischen“ eröffnet. Die Mitglieder des Ensembles kamen aus allen Richtungen, einige wie Carl Amsel, Paul Graetz und der Dramaturg Wilhelm Pfeiffer auch aus Frankfurt. Die erste Premiere mit überregionaler Beachtung war die Erstaufführung von Leo Tolstoj's Drama „Der lebende Leichnam“ am 25. November 1911. Im Ersten Weltkrieg und in den Jahren danach gewann das Theater rasch an künstlerischem Profil und wurde geradezu zu einem Vorreiter für die Inszenierung expressionistischer Stücke, von denen hier Georg Kaisers „Bürger von Calais“ und Oskar Kokoschkas Einakter „Hiob“ genannt seien. Das Neue Theater hatte mit seiner Ausrichtung auf die neue und neueste Literatur eine gewichtige Funktion im Frankfurter Kulturleben der 20er Jahre errungen. Die nationalsozialistische Machtergreifung mit der daraus resultierenden Gängelung von Kunst und Wissenschaft und der Entfernung der Juden aus dem kulturellen Bereich bereitete dieser verheißungsvollen Entwicklung ein jähes Ende.

Ende Juni 1935 mußte das Neue Theater seine Pforten schließen, nachdem ihm zuvor die Anerkennung der Gemeinnützigkeit entzogen worden war. In den insgesamt 24 Spielzeiten des Neuen Theaters wurden 913 Neuinszenierungen von 768 Werken durchgeführt. Damit liegt es um gut 200 Prozent über dem heute üblichen Schnitt bei Theatern von maximal zwölf Neuinszenierungen pro Spielzeit. Spitzenreiter waren neben Carl Rößlers Lustspiel „Fünf Frankfurter“ Arnold und Bachs Schwank „Die spanische Fliege“, Brechts „Dreigroschenoper“, Henri Nathansens jüdisches Schauspiel „Hinter Mauern“ und Arthur Schnitzlers „Reigen“. Eingehend befaßt sich der Verf. im folgenden mit dem Theaterbau und den Theaterleitern sowie mit der Dramaturgie und dem Repertoire. Besondere Impulse vermittelten hier der aus Wien stammende Jude Arthur Hellmer und der in Danzig geborene Max Reimann. Auf das Repertoire des Neuen Theaters wirkte sich aus, daß es im Gegensatz zu den kommunalen Bühnen Frankfurts von einer Privatgesellschaft finanziert wurde. Es mußte daher in seinem Spielplan flexibel sein, um möglichst breite Kreise der Öffentlichkeit anzusprechen. Dieser Umstand trug zweifellos zur Belebung des Theaterbetriebs bei. Wie farbig das Spektrum von Dramaturgie und Repertoire war, beweisen die Ausführungen über Expressionismus – so bemerkte Kasimir Edschmid in seiner Rezension der Uraufführung der „Bürger von Calais“, die ersten Schritte der neuen Kunst geschähen abseits von Berlin: „aus der Provinz hebt sich immer deutlicher die Kraft und setzt sich, was viel erstaunlicher ist, in der Provinz durch“ – über jüdische Dramaturgie, ein Beispiel ist hier das bereits genannte Lustspiel von Carl Rößler „Fünf Frankfurter“, das am 23. Februar 1912 im Neuen Theater uraufgeführt wurde und das Leben der jüdischen Bankiersfamilie Rothschild im Jahre 1822 schildert, über skandinavische Autoren, neben Ibsen und Strindberg waren vor allem Dänen wie der Dramatiker Gustav Johannes Wied, der Nobelpreisträger Henrik Pontoppidan und der Jude Henrik Nathansen mit ihren Stücken vertreten, die Klassikerrezeption, die im Neuen Theater im Verhältnis zu anderen Bühnen zurücktrat – bei Goethe beschränkte man sich beispielsweise auf fünf Aufführungen seiner Jugendstücke –, über angloamerikanische Dichter, deren Werke in diesem Haus zur Aufführung gelangten und über die Funktion des Neuen Theaters als Unterhaltungstheater. In den 24 Spielzeiten entfielen etwa drei Viertel aller aufgeführten Werke auf den Unterhaltungssektor, weil dies das sicherste Mittel war, finanzielle Verluste durch kalkulierbare Publikumserfolge auszugleichen. Von Interesse sind auch die Ausführungen über theatereigene Publikationen und die Öffentlichkeitsarbeit. Die Fluktuation im Ensemble war verhältnismäßig gering; in der Regel blieben auch die Vertreter der ersten Fächer mindestens für zwei Spielzeiten im Neuen Theater. Einige Schauspieler wie Theo Lingen und Hans Albers haben später an anderen Bühnen und im Film überregionale Bedeutung erlangt. Leider geben die überlieferten Theaterkritiken keine Hinweise auf ein über das übliche Maß hinausgehendes Engagement des Publikums; sie bestätigen lediglich in einigen Fällen unerwartetes Interesse an Novitäten oder das Ausbleiben eigentlich erwarteter Proteste.

Im zweiten Teil des Bandes wird zunächst ein Überblick über die vorhandenen Quellen gegeben, von denen die Programmhefte und hauseigenen Publikationen des Neuen Theaters die wichtigsten sind. Daneben stehen ikonographische Dokumente und Sammlungen wie die „Arthur Hellmer Collection“ zur Verfügung. In der wissenschaftlichen Literatur fand das Neue Theater bisher keine nennenswerte Berücksichtigung, und auch in der Memoirenliteratur finden sich nur geringe Ansatzpunkte. So widmet Max Ophüls einige Seiten seiner Autobiographie „Spiel im Dasein“ seiner Tätigkeit als Oberregisseur von 1926 bis 1928. Nachteilig ist, daß infolge der langen zurückliegenden Zeit nur noch wenige Personen nach ihren persönlichen Erinnerungen an das Neue Theater befragt werden können. Gespräche des Verf. mit Professor Albert Richard Mohr und Willy Heinrich Hetzer, beide versierte Kenner der Frankfurter Theaterlandschaft, konnten hier manche Lücke schließen. Von besonderem Interesse ist im folgenden eine nach den einzelnen Spielzeiten geordnete Dokumentation sämtlicher Inszenierungen des Neuen Theaters, die über die Premieren und Dernieren, die Gesamtzahl der Aufführungen, die Regie und die Darsteller Aufschluß gibt und die jeweiligen Theaterkritiken vermerkt. Leider fehlen Hinweise auf die Besucherzahlen. Der Dokumentationsteil wird durch ein Personen- und ein Originaltitelregister erschlossen und durch einen Katalog der inszenierungsbezogenen Objekte ergänzt. 40 Abbildungen tragen zur Veranschaulichung des Textes bei.

Die vorliegende Veröffentlichung stellt nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Frankfurter Theatergeschichte von 1911 bis 1935 dar, sie vermittelt darüber hinaus plastische Einblicke in das kulturelle Leben Deutschlands in jenen Jahren, das vom Aufkommen neuer literarischer Strömungen wie dem Expressionismus bestimmt war. Durch das Neue Theater nahm Frankfurt an dieser Entwicklung Anteil, was zeigt, daß die Mainmetropole auch im Bereich der Kunst vom Provinzialismus weit entfernt war.

Stefan Hartmann

Personalhistorie

Renkhoff, Otto: Nassauische Biographie. Kurzbiographien aus 13 Jahrhunderten. Wiesbaden: Historische Kommission von Nassau 1985, XXVIII + 525 S. (Veröffentlichung der Historischen Kommission für Nassau XXXIX)

Otto Renkhoff, früherer Leiter des Hessischen Hauptstaatsarchivs Wiesbaden, legt mit seiner „Nassauischen Biographie“ ein Nachschlagewerk vor, das auf jeweils engstem Raum die wichtigsten Daten der in der alten Provinz geborenen oder tätig gewesenen Persönlichkeiten erfaßt. Renkhoff hat dabei sinnvoll entschieden, gebürtige Nassauer und ihre Leistungen im Lande oder in der Ferne neben jenen Zugezogenen vorzustellen, deren Lebensleistung im Zusammenhang mit Nassau steht. Noch lebende Personen sind ausgeschlossen. Beschrieben finden sich „Gelehrte, Philosophen und Pädagogen, Politiker und Staatsmänner, Juristen und Volkswirte, Geistliche und Philologen, Dichter, Schriftsteller und bildende Künstler, Musiker und Theaterleute, Mediziner und Naturwissenschaftler, Land- und Forstwirte, Wirtschaftsführer und Kaufleute, Erfinder und Ingenieure, auch Sportpioniere und nicht zuletzt Opfer der Gewaltherrschaft“ (S. VII). Diese Aufzählung macht deutlich, daß die arbeitende Bevölkerung qua Quellenlage nicht / kaum berücksichtigt ist.

Die einzelnen Artikel sind ungefähr gleich lang; bei bedeutenderen Personen (Goethe, Hölderlin, Freiherr von Stein u. a.) werden allein deren Verbindungen zu Nassau behandelt. Jeder biographische Abschnitt ist fünffach unterteilt, wobei es sich versteht, daß der Forschungsstand an der Genauigkeit und Vollständigkeit der jeweils überlieferten Daten erkennbar wird. Der Name, ggf. akademische Grade und berufliche Ränge, die genauen Lebensdaten von 2541 Persönlichkeiten sind erfaßt, dazu – soweit ermittelbar – die Eltern und Ehepartner. Es folgt eine Kurzbiographie von durchschnittlich 8–12 Druckzeilen Länge sowie die Angabe z. B. der wichtigsten künstlerischen oder wissenschaftlichen Werke des Genannten, dazu eine (oft: Auswahl-)Bibliographie, welche dem Leser weiterführende Studien ermöglicht. Die durchlaufende Numerierung erleichtert platzsparend das System der Querverweise bei Verwandtschaftsbeziehungen. Ein vorangestelltes, 18-seitiges Verzeichnis benutzter Quellen macht sowohl den Forscherfleiß des Kompilators wie die breite wissenschaftliche Grundlage deutlich, auf der dieses wichtige historisch-biographische, grundlegend genealogische und sozialgeschichtlich relevante Werk steht.

Wichtige Orientierungshilfen sind die verschiedenen Register, die z. B. (etwa aufgrund des Geburtsjahres) die Zuordnung der Personen zu den verschiedenen historischen Epochen vornehmen, so daß der Benutzer umweglos z. B. die Zeitgenossen der Genannten suchen / erfassen kann. Das Register mit den Namen der Ehepartner und Mütter hat begrenzt genealogische Aspekte, während das dritte Register ortsgeschichtliche Ansätze erlaubt, indem dort keineswegs nur „die weltweite Ausstrahlung bedeutender Männer und Frauen aus Nassau“ (S. VIII) erkennbar wird; die Häufigkeit der Querverweise unter einem Ortsnamen kennzeichnet auch und dies nicht zuletzt die an diesem Ort lebendige / lebendig gewesene Kultur.

Ein für die Geschichte des Herzogtums Nassau, des altnassauischen Siegerlandes, der Landgrafschaft Hessen-Homburg und des Kreises Wetzlar (in seiner Begrenzung von 1932–1976) unverzichtbares Nachschlagewerk.

Helmut Burmeister

Moritz, Werner: Hermann Grimm 1828 - 1901. Marburg 1986, 68 S., Abb. (Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg, 4)

Im Zusammenhang mit dem Grimm-Jubiläum hat man begrüßenswerterweise auch den ‚Malerbruder‘ sowie Ferdinand und Carl nicht vergessen. Im Marburger Staatsarchiv hat eine schöne Ausstellung auf Wilhelm Grimms ältesten Sohn hingewiesen. Der Katalog, dem die biographische Skizze von H. J. Mey vorangestellt ist (S. 7-19), soll und kann dazu dienen „Anstöße zu geben“ (Vorwort S. 5). Weil aus Zeitkürze Kommentierung nicht möglich war, ist die Beigabe von Bildern besonders zu begrüßen, da sie die Lebenswelt des Kunsthistorikers und Essayisten vor Augen führen. Wer an Leben und Leistung der Familie Grimm interessiert ist, sollte auch diese Schrift kennen, die übrigens einen Begriff davon vermittelt, was an Schätzen in einem Archiv ruht.

Alfred Höck

Spelsberg, H.: Hrabanus Maurus. Bibliographie. Veröffentlichungen der Hessischen Landesbibliothek Fulda, Bd. 4, Fulda 1984.

Auch wenn in der Vergangenheit und in der heutigen Diskussion der eigentliche Wert des Fuldaer Abtes und späteren Erzbischofs von Mainz als eines originellen Schriftstellers und Theologen umstritten scheint (vgl. R. Kottje: Hrabanus Maurus-Praeceptor Germaniae? DA 31 [1975], S. 534-545), so bleibt auch festzuhalten, daß er als Kompilator patristischer wie heidnischer Literatur im Rahmen der karolingischen Renaissance einen klar umrissenen Platz hat. In ihm tritt exemplarisch jene Achtung vor dem Tradierten zutage, welche den Althistoriker F. Schachermeyr einmal deutlich veranlaßt hat, für die Sammler des Altbewährten in Phasen des zivilisatorischen Niederganges den Ausdruck „Benediktiner“ zu prägen.

Von daher bedarf es keiner weiteren Begründung für das vorliegende Bändchen, zumal es sich um eine ausgesprochen materialreiche und übersichtlich gegliederte Bibliographie handelt. Der Verfasser – H. Spelsberg – hatte schon 1980 eine erste Bibliographie zu dieser Thematik vorgelegt. Nun hat er dankenswerterweise noch einmal die überarbeitete Neuauflage verfaßt, in welcher er nicht nur die von Kottje 1983 im Verfasserlexikon zur deutschen Literatur des Mittelalters genannten ausgelassenen Autoren einarbeitete, sondern auch den aktuellen Stand der Forschung bis zum Jahre 1983 wiederzugeben versuchte.

Auf 106 Seiten werden 1254 Werke chronologisch geordnet wiedergegeben, wobei nicht nur die Sekundärliteratur ab 1472, sondern auch 163 Quellenwerke zum Thema angezeigt werden. Ein vorzügliches Autorenregister erleichtert den Zugang zu dem handlichen Buch. Nicht minder verdienstvoll ist die Einbeziehung weiterführender Werke zur mittelalterlichen Geistes-, Literatur- und Theologiegeschichte sowie zur Wirkungsgeschichte der Werke des Hrabanus Maurus, wobei häufig einschlägige Passagen mit genauer Seitenangabe angegeben werden. Die Angaben Spelsbergs erweisen sich weithin als zuverlässig und spiegeln den immensen Fleiß wider, der hinter der Ausarbeitung einer solchen Bibliographie steht. Man mag einwenden, daß der eine oder andere Aufsatz (etwa J. Hablitzel in: BZ 19, 1931, S. 215-227) fehlt, aber niemand kann absolute Vollkommenheit verlangen. Dies gilt ebenso für das gelegentliche Auftreten von Druckfehlern (S. 68 unten).

Es bleibt Spelsbergs Verdienst, der Forschung und auch dem Studierenden den Zugang zum Werk des Hrabanus Maurus wesentlich erleichtert zu haben. Manchmal wird man von der Fülle des dargebotenen Materials regelrecht erdrückt – möglicherweise könnte sich der eine oder andere einmal zur kritischen Auswahlbibliographie, die gerade im Studienbetrieb ihren Platz hätte, entschließen.

Michael Hochgeschwender

Schenck zu Schweinsberg, Hans Georg: Philipp Schenck zu Schweinsberg. Fürstabt von Fulda 1541-1550. Zugleich eine familiengeschichtliche Studie über die Beziehungen der Schencken zu Schweinsberg zum Hochstift Fulda im 16. Jahrhundert, Dransfeld 1986 (Verlag des Frh. Schenck zu Schweinsberg), 22,-- DM

Der Verf. ist Facharzt und seit 1979 im Ruhestand, in dem er sich diesen Studien zuwandte, wobei er Bestände des Hess. Staatsarchivs Marburg auswerten konnte.

Über Geburtsort, Geburtsdatum und Studium des Fürstabts sind die historischen Belege spärlich. Manches kann nur vermutet werden. In der Zeit klösterlicher Verweltlichung erscheint Philipp Schenck zu Schweinsberg mehrfach als Dechant des Klosters Fulda. Pittoresk ist der Bericht über Schencks Auseinandersetzung mit einem Raubritter. Immerhin bleibt das Porträt des Philipp Schenck zu Schweinsberg bis zu seiner Wahl zum Fürstabt (1541) sehr unbestimmt, auch wenn er in Verbindung mit wichtigen Ereignissen genannt wird. Die ersten „Kirchenordnungen“ sind durchsetzt von reformerischen Gedanken, die später nach dem Konzil von Trient als semihäretisch erscheinen mußten. Der Fürstabt scheiterte mit einer „katholischen Gegenreformation“, wobei noch nicht sicher ist, ob er eine solche ernsthaft wollte. – Dieser Biographie sind einige scharfgezeichnete Illustrationen beigelegt, leider ist ein Teil der reproduzierten Urkunden (vgl. S. 92-93, 96) aufgrund des Verkleinerungsverfahrens nicht mehr lesbar und eine Transkription der Texte fehlt. Dem Rezensenten fehlt eine abschließende Würdigung dieses Fürstabtes aus der Feder seines Nachfahren!

Volker Petri

Außerhessische Themen / Varia

Ziegler, Bernhard: Der schwäbische Lindwurm. Funde aus der Urzeit. Stuttgart: Theiss-Verlag 1986, 171 S. m. 166 Abb. und 21 Farbtafeln, Kunstleinen, 49,80 DM (Einführungspreis bis 30. 4. 1987: 39,80 DM)

Die weit überregionale Bedeutung der Fossilfundstätten Südwestdeutschlands (allen voran der schwarze Jura von Holzmaden u. a., der braune Jura von Heiningen, der weiße Jura von Nusplingen und Schnaitheim, die Miozänfunde von Öhningen, dazu die zahlreichen Keuper- und Muschelkalkaufschlüsse) legt den besonderen Hinweis auf einen qualitativ beeindruckenden Band des Theiss-Verlages nahe.

„Das heutige Land Baden-Württemberg hat wie kaum ein anderes Gebiet der Erde eine Vielzahl überragender und zum Teil einzigartiger Dokumente des Lebens aus den unterschiedlichsten Erdzeitaltern geliefert“ (S. 9). Wer diesem Hinweis des Autors Bernhard Ziegler bei Beginn der Lektüre eher skeptisch gegenübersteht, wird den sehr reich, z. T. farbig illustrierten Band in der Gewißheit aus der Hand legen, Augenzeuge gewesen zu sein der Entdeckungs- und Erforschungsgeschichte ebenso wie der Entwicklungsgeschichte des Lebens auf unserem Planeten und deren musealer Aufarbeitung. Denn Süddeutschland weist „Fundstätten auf, die wegen der Einmaligkeit, des Reichtums oder des Erhaltungszustandes ihrer Fossilien weltweiten Ruhm erlangt haben“ (S. 9).

Unter den Beweisen für die internationale Bedeutung der Funde aus Baden-Württemberg soll erwähnt werden, daß Forschern hier die erste überzeugende Gliederung eines Erdzeitalters mithilfe der Fossilien gelang; daß die Darwinsche Evolutionstheorie hier erstmals an Fossilien überprüft und bestätigt wurde; daß hier erstmals der Nachweis der Kohabitation des vorgeschichtlichen Menschen mit einer eiszeitlichen Tierwelt in Mitteleuropa gelang; daß von hier der erste Fund des unmittelbaren Vorläufers des heutigen Menschen stammt.

Dieser Fundreichtum hat jedoch nicht nur die Forschung belebt und manchen namhaften Wissenschaftler in das heutige Baden-Württemberg geführt, sondern er hat auch in einem durchaus begreifbar großen Umfang zum Engagemant der naturwissenschaftlich und heimatsgeschichtlich interessierten Bevölkerung der Region geführt, deren Aufmerksamkeit mancher der im Band gezeigten Belege verdankt wird. So wendet sich Ziegler – seit 1969 ordentlicher Professor für Geologie und Paläontologie an der Universität Stuttgart und zugleich Leiter des Staatlichen Museums für Naturkunde in Stuttgart – ausdrücklich mit dieser Gesamtübersicht nicht nur an die Fachwelt, sondern gerade an den interessierten Laien, den fortgeschrittenen Sammler, den um Kenntniskern bemühten Museumsbesucher. Es gelingt ihm dabei uneingeschränkt, die z. T. doch recht diffizile Materie dem von der Problemstellung gefesselten Leser zugleich wissenschaftlich untadelig und doch allgemeiner verständlich darzubieten, wozu die Skizzen und Karten unter den insgesamt 187 (meist photographischen) Abbildungen besonders hilfreich sind.

Die Photos (darunter 21 Farbtafeln) – überwiegend nach Exponaten des Staatlichen Museums für Naturkunde Stuttgart – machen den Band zugleich zu einem „Museumsbegleitbuch“. Besonders hervorstechend sind die in Objektbeschreibung und Datenangabe sehr exakten Abbildungslegenden – man muß nicht im Text „herumsuchen“. Eine durchaus – auch hinsichtlich des Layouts – ansprechende Lösung ist die Trennung des Anmerkungsapparates in die Belegstellen und Ergänzungen (S. 144 ff.) und die nach Bedarf als Paralleltext in kleinerer Type mitlaufenden Erläuterungen, die dem Leser das Verständnis notwendiger Fachtermini, besonderer historischer Fundbedingungen, biographischer Hinweise auf beteiligte Forscher u. v. a. m. erleichtern. Eine Zeittafel zur wissenschaftlichen Erschließung Südwestdeutschlands (S. 156–160), ein außerordentlich reiches Literaturverzeichnis (S. 161–167), sowie Personen- und Ortsregister schließen den Band ab und heben – gewissermaßen „rein quantitativ“ – noch einmal die Bedeutung Baden-Württembergs im Zusammenhang der geologischen und paläontologischen Fragen hervor.

Der „Schwäbische Lindwurm“ – Titelgestalt des hier angezeigten Bandes und Symbolfigur der Stuttgarter Museumswerbung (weil dort in mehreren Exemplaren im neuen Naturkundemuseum am Löwentor ausgestellt) – lädt ein zur Begegnung mit der Entwicklung des Lebens auf dieser Erde. B. Zieglers umfassende und fesselnde Darstellung schafft dafür die Voraussetzung. Druck- und Abbildungsqualität rechtfertigen dabei sicher den recht hohen Preis von 49,80 DM (Einführungspreis bis 30. 4. 1987: 39,80 DM).

Helmut Burmeister

Biel, Jörg: Der Keltenfürst von Hochdorf. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1985. 172 S., 161 Abb., davon 70 in Farbe, Kunstleinen, 68,-- DM.

Bereits des erste Durchblättern des Buches verrät, daß es sich um eine Arbeit von ungewöhnlich hoher Qualität handelt. Dieser Eindruck – in erster Linie durch die ausgezeichneten Illustrationen gefördert – wird bei der Beschäftigung mit dem Text nicht geschmälert. In klarer Gliederung wird der Leser in die Problematik der Ausgrabung, Fundsicherung und Interpretation der Befunde im Zusammenhang mit bereits vorliegenden Erkenntnissen zur Späthallstatt- und Frühlatènezeit eingeführt. Nach der Darstellung der bereits bekannten, in den Umkreis des Hochdorfer Fundes gehörenden Fürstengräber und des archäologischen Zeitabschnitts beschreibt Jörg Biel zunächst den Aufbau und die Entstehung des Grabhügels, wobei er die einzelnen Fundkomplexe nur soweit mit einbezieht, wie es zum Verständnis nötig ist. Anschließend wird das Grab, so wie es sich dem Archäologen zeigt, bzw. was er daraus entwickelt, dargestellt. Es folgt der eigentliche Schwerpunkt des Buches, die eingehende Beschreibung und Interpretation der einzelnen Funde, gegliedert nach ihrem inneren Zusammenhang.

Zu jedem Kapitel finden sich erläuternde Illustrationen, unter anderem Arbeitsmaterial der Ausgrabung (Skizzen nach Röntgenaufnahmen u. ä.), Karten und Detaildarstellungen der Funde. Das Schwergewicht liegt aber auf den 48 Farbtafeln, die den jeweils behandelten Fundkomplex darstellen. Die Tatsache, daß man die natürliche Größe der Gegenstände aus diesen Bildern nicht erschließen kann, ist ein Schwachpunkt dieser wissenschaftlichen Arbeit. Manchen Leser mag das enttäuschen. Die hohe Qualität und ästhetische Wirkung der Aufnahmen wirkt in diesem Fall aber mehr als nur ausgleichend, sie hat wesentlichen Einfluß auf die gesamte Ausstrahlung des Buches. Vergleicht man die Abbildungen mit den Originalen, so kommt man zu der Ansicht, daß hier eine gelungene photographische Arbeit vorliegt.

Bei seinen Ausführungen orientiert sich Jörg Biel an einer Leserschaft, die über Vorkenntnisse in den Grundbegriffen der Vor- und Frühgeschichtsforschung verfügt, aber nicht an einem streng wissenschaftlichen Grabungsbericht interessiert ist. Allerdings wird auch der aufgeschlossene, nicht mit den archäologischen Begriffen vertraute Leser mit diesem Buch zurechtkommen. Durch die klare Gliederung der Kapitel (Der Tote, Der Wagen, Das Trinkservice, ...) ist es nicht schwer, den Gedankengängen des Autors zu folgen. Dabei fällt an einigen Stellen auf, daß Jörg Biel die Begeisterung des Ausgräbers ergriffen hat, und daß er angesichts der jeweils vorhandenen Zeichnungen das Abgebildete etwas zu ausführlich beschreibt. Möglicherweise hätte er stattdessen an ein oder zwei Stellen nicht nur die, jeweils gut begründeten, Schlußfolgerungen, um die es hier im wesentlichen geht, darstellen, sondern auch etwas stärker auf den Weg der Beweisführung eingehen sollen. Es handelt sich hier zwar, wie bereits gesagt, nicht um einen Grabungsbericht, eine vollständige wissenschaftliche Beweisführung wäre also weder sinnvoll noch möglich, aber für den Laien wäre es vielleicht an einzelnen Punkten interessant, einen tieferen Einblick zu bekommen.

Das Werk wird von einer umfangreichen Bibliographie abgeschlossen, die ausreichend Material zum behandelten Themenbereich liefert. Hier findet sich auch der Verweis auf die Vorberichte zur Hochdorfer Grabung.

Wer eine Einführung in das Thema und eine Darstellung der – vorläufigen – Grabungsergebnisse sucht, vielleicht auch nur an den einmaligen Abbildungen Gefallen findet, wird mit diesem Werk zufrieden sein. Es ist völlig unverständlich, warum die Untersuchung der bisher einzigartigen Textilfunde nicht abgewartet wurde. Diese Eile, die sicher nicht dem Autor anzulasten ist, macht es nötig, daß man hier auf die Darstellung im gleichnamigen (und bei demselben Verlag erschienenen) Ausstellungskatalog angewiesen ist. Trotz dieser unnötigen Einschränkung und des nicht geringen Preises ist dieses Buch sehr zu empfehlen. Es ist der Bedeutung des Hochdorfer Fürstengrabes in inhaltlicher und ästhetischer Hinsicht angemessen.

Micha Röhring

Grünwald, Mathilde: Die Römer in Worms. Stuttgart: Theiss-Verlag 1986, 103 S. m. 82 z. T. farbigen Abb.

Mathilde Grünwald legt einen attraktiven, reich bebilderten Begleitband zur am 23. 8. 1986 im Andreasstift eröffneten, neugestalteten Römischen Abteilung des Museums der Stadt Worms vor. Sie bringt dabei sowohl die nur noch literarisch nachweisbaren Belege wie auch die im Museum vorzeigbaren Funde und Befunde „zum Sprechen“ unter 27 Themenbegriffen. Indem sie durchaus unpräzise das Augenmerk richtet auf das, was aus den archivalischen und

archäologischen Belegen zu einer bestimmten Fragestellung ablesbar ist, entsteht doch mosaiksteinhaft das Bild des römischen Lebens – des militärischen wie des öffentlichen und des privaten – während der rd. 500 Jahre nach der Zeitenwende. Einige der Kapitelüberschriften seien beispielhaft zitiert: „Römisches Militär in Borbetomagus“, „Öffentliche Gebäude“, „Die Straßen“, „Stadtverwaltung“, „Wohnen im römischen Worms“, „Schule“, „Die medizinische Versorgung“, „Handel und Wirtschaft“, „Wormser Töpfereien“, „Kostbare Gläser“, „Modischer Schmuck“, „Götter, Kulte, Glaube“, „Tod und Begräbnis“, usf.

Das Wormser Museum, seit längerem in Deutschland an führender Stelle bemüht um museumspädagogische und -didaktische Fragen, war noch nie vorher „personell und materiell so gut ausgestattet wie heute“ (S. 12). Vor diesem doppelten Hintergrund erklärt sich das Geschick, mit dem dieser Band die Funktion eines Museumsführers (die beigezogenen Exponate sind in durchweg guten Photos wiedergegeben) *und* eines Sachwörterbuchs erfüllt, mit dessen Hilfe der Benutzer ihn interessierende Fragen unter einem Stichwort beantwortet auffindet, und dessen Einzeldarstellungen sich zu einem Gesamtüberblick über die römische Vergangenheit der Stadt Worms verbinden.

Der Band ist – zumal in den Ausgrabungs- und Fundschilderungen „spannend“ geschrieben (Einsatz im schulischen Unterricht!) – uneingeschränkt zu empfehlen. Das Ziel, die „Übersetzung trockener Wissenschaft in eine zeitgemäße, allgemeinverständliche Sprache“ (S. 12), ist erreicht, ohne je in der Gefahr zu stehen, in als „populärwissenschaftlich“ sich begreifende Ungenauigkeit und Oberflächlichkeit zu versinken.

Helmut Burmeister

von Winterfeld, Dethard: Der Dom zu Worms. – Karl Robert Langewiesche Nachfolger, Königstein/Taunus 1984, 80 S., 97 Abb., davon 23 farbig, 3 Schnitt- u. 2 Grundrißzeichnungen, celloph. Pappband, 19,80 DM

Hilger, Hans Peter: Der Dom zu Xanten. – Karl Robert Langewiesche Nachfolger, Königstein/Taunus 1984, 80 S., 94 Abb., davon 20 farbig, 4 Grundrißzeichnungen, celloph. Pappband, 19,80 DM

Nicht jeder Band aus der Blauen Reihe hat die volle Zustimmung der Fachwelt gefunden. Die beiden 1984 vorgelegten Bände die Dome in Worms und Xanten betreffend dürfen hingegen uneingeschränkt als gelungen bezeichnet werden.

Worms ist als eine der ältesten Städte Deutschlands und als Handlungsort des Nibelungenliedes, als Abschlußort des Konkordates von 1122 oder als Tagungsort des Reichstages gegen Luther unter Kaiser Karl V. weltweit bekannt. Zum Ruf der Stadt hat aber auch der Dom beigetragen, der als eines der wenigen Gebäude aus der frühen Zeit des Gemeinwesens erhalten ist. Von Winterfeld wendet sich in seiner Arbeit nach einer knappen Skizzierung der historischen Gegebenheiten zur Stadtgeschichte und einer kurzen Vorstellung des Burchard-Domes dem heutigen romanischen Bauwerk zu. Einer Gebäudebeschreibung folgt eine Darstellung des Bauvorganges. Besondere Aufmerksamkeit schenkt der Autor Datierungs- und den kunstgeschichtlichen Einordnungsfragen. Auf Grund von dendrochronologischen Untersuchungen an Gerüstresten aus dem Mauerwerk kommt von Winterfeld für einige Gebäudeteile zu neuen Bau- bzw. Weihedaten. Der Autor untersucht aber auch die baulichen Veränderungen in den Jahrhunderten nach der Vollendung des romanischen Bauwerks. Den Abschluß der Darstellung bilden Hinweise zur romanischen und gotischen Bauplastik und Innenausstattung. Der Text bietet zusammen mit dem sehr guten Bildmaterial von Ingeborg Limmer eine kurze, aber umfassende und gut lesbare Information über den Dom und seine Geschichte.

Hans Peter Hilger beginnt seine Arbeit über den Xantener Sakralbau mit einem Blick in die spätantike und frühmittelalterliche Geschichte, soweit sie für seine Aufgabenstellung relevant ist. Es folgen Ausführungen über die mittelalterliche Stiftskirche, den staufischen Westbau und die gotische Kirche. Viel Raum erhält die Betrachtung der Ausstattung, die in Xanten eine besondere kunstgeschichtliche Bedeutung besitzt. In selten schöner Vollkommenheit sind hier Glasmalereien und Steinplastiken aus dem 14. und 15. Jahrhundert erhalten. Hinzuweisen ist weiter auf die für den Chor geschaffenen Wandteppiche, z. B. auf die sechs kostbaren Mille-Fleurs-Teppiche, oder auf den Hochaltar aus der Renaissance bzw. auf die kostbaren Epitaphien in Kreuzgang oder Kapitelsaal.

Hilger bezieht in seine Darstellung auch die Stiftsgebäude und die Immunität mit ein, so daß der Dom nicht isoliert betrachtet bleibt. Als sinnvoll und die Gesamtausführungen rundend

sind die Hinweise zur Denkmalpflege an Dom und Stiftsgebäuden zu bezeichnen. Sie beginnen mit der frühen Rettungstat Karl Friedrich Schinkels den Lettner betreffend und enden mit den Maßnahmen zum Wiederaufbau der kriegszerstörten Teile.

Auch der Band über Xanten, das seit einiger Zeit durch seinen hervorragenden archäologischen Park zu einem beliebten Touristenziel wurde, ist sachlich fundiert und sprachlich und abbildungsmäßig überzeugend gestaltet. Er kann deshalb für die Reisevorbereitung in die niederrheinische Stadt, wenn auch eine Dombesichtigung vorgesehen ist, empfohlen werden. Das hervorragende Bauwerk, dessen älteste Teile aus der Zeit um 1180 stammen und das um 1500 vollendet wurde, ermöglicht dem Besucher Einblicke in drei Kunstepochen.

Die Autoren beider Bände sind Hochschullehrer und besitzen große praktische Erfahrung im Umgang mit Architektur und in der Vermittlung von Wissen über diese. Dethard von Winterfeld wirkt an der Universität Mainz, Hans Peter Hilger ist Landeskonservator in der Bundeshauptstadt.

Friedrich-Karl Baas

Haas, Walter: Der Dom zu Speyer. – Karl Robert Langewiesche, Königstein/Taunus 1984, 48 S., 70 Abb., davon 12 farbig, 3 Schnitt- und 2 Grundrißzeichnungen, 9,80 DM.

Mit dieser Sonderpublikation legt der Verlag ein schönes und ansprechend gestaltetes Bändchen über den Dom zu Speyer vor. Das weltbekannte, um 1030 von Kaiser Konrad II. begonnene und unter Kaiser Heinrich III. geweihte Gotteshaus zählt zu den großen Werken der europäischen Baugeschichte. Der bereits gegen Ende des 11. Jahrhunderts umgestaltete Baukörper erhielt als erste romanische Kirche ein durchgehendes Gewölbe.

Die von 1957 bis 1971 durchgeführten Renovierungsarbeiten brachten die monumentale romanische Architektur in besonders schöner Weise zur Geltung. Über diese Wiederherstellungsarbeiten berichtet Walter Haas, Professor an der Technischen Hochschule Darmstadt und Grabungsteilnehmer in Speyer unter der Leitung von Professor Hans Erich Kubach, als profunder Sachkenner. In weiteren Kapiteln behandelt er die Baugeschichte des Domes im 11. und 12. Jahrhundert und macht auf die besondere Quellenlage für diesen Zeitabschnitt aufmerksam. Weiter folgen Ausführungen zur Baugeschichte in Spätmittelalter und Neuzeit. Haas endet mit einer Baubeschreibung des Gotteshauses von heute und betont dabei seine städtebauliche und touristische Bedeutung.

Das in jeder Hinsicht ansprechende Bändchen mit einem ausgezeichneten Fotomaterial von Franz Klimm ergänzt in sinnvoller Weise die in letzter Zeit über den Dom publizierten Arbeiten von Philipp Weindel (1980), Bruno Thiebes (1980) und Franz Klimm (1982). Zur Vorbereitung eines Besuches in Speyer werden sowohl der Nichtfachmann als auch der Fachmann das Buch mit Gewinn lesen. Für eine mögliche Neuauflage sei der kleine Hinweis gestattet: Ein kurzes Inhaltsverzeichnis würde den Umgang mit dem Band erleichtern. *Friedrich-Karl Baas*

Böker, Josef, Herbst, Peter, Luckhardt, Jochen, Klössel, Barbara: Die Jakobikirche in Goslar. – Karl Robert Langewiesche Nachfolger, Königstein/Taunus 1984, 48 S., 52 Abb., davon 11 farbig, 5,80 DM.

Die Kaiserstadt Goslar ist durch ihre Geschichte und ihre Bauwerke in weiten Teilen der Bevölkerung bekannt. Der Silberbergbau und der mit diesem verbundene Reichtum des Gemeinwesens waren in der Vergangenheit häufig Streitpunkte fremder Mächte. So stritten schon die Welfen und Staufer um die Stadt. Bereits aus dieser frühen Zeit stammt der Vorgängerbau der heutigen Pfarrkirche St. Jacobi. Er war als kreuzförmige Basilika ausgeführt und wurde um 1500 in eine spätgotische Hallenkirche umgestaltet. Das Gebäude besitzt heute als katholisches Gotteshaus eine primär barocke Innenausstattung. Sie stammt aus dem Kloster Reichenberg. Der wohl kostbarste Schatz der Kirche ist aber älter. Gemeint ist das lebensgroße Vesperbild des bedeutenden spätmittelalterlichen Meisters Hans von Witten in der nördlichen Turmkapelle.

Das Bändchen bietet auf elf Textseiten zuverlässige Informationen zu den angesprochenen Fragen in Beiträgen zur Gemeindegeschichte, zur Baugeschichte und zur Ausstattung des Gotteshauses. Sie stammen aus der Feder kompetenter Autoren. Über die Kirchengemeinde berichtet der derzeitige Pfarrer Peter Herbst. Die Baugeschichte, die übrigens zu Teilen sehr schön an der Innenausstattung abzulesen ist, stellt Hans Josef Böker, ein Mitarbeiter der Universität Hannover, dar. Die Hinweise zur Ausstattung teilen sich die beiden wissenschaftlichen Bediensteten des Landesmuseums Münster in Westfalen, Barbara Klössel und Jochen Luckhardt. Trotz der Beteiligung von vier Autoren ist ein gut lesbarer, einheitlich gestalteter Text entstanden. Dieser und das von Jutta Brüdern hervorragend aufgenommene und beispielhaft reproduzierte Bildmaterial ergänzen sich und bilden eine erfreuliche Einheit. Der kleine Band aus der Langewiesche-Bücherei kann jedem Goslar-Besucher zur Vorbereitung seiner Reise uneingeschänkt empfohlen werden, nicht zuletzt deshalb, weil er neben den Informationen über das sakrale Bauwerk auch mit Teilen der Stadtgeschichte vertraut macht.

Friedrich-Karl Baas

Cunz, Reiner: Vom Taler zur Mark, Hannover 1986, Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank Hannover (Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung der Deutschen Bank in Hannover)

Das Begleitheft zur Ausstellung „Vom Taler zur Mark“ befaßt sich mit der Münz- und Geldgeschichte des niedersächsischen Raumes von 1486 bis zur Schließung der Münze Hannover durch Preußen im Jahre 1878. Die Darstellung ist jedoch nicht nur auf den norddeutschen Raum begrenzt. Sie behandelt auch die Geld- und Währungsprobleme im gesamten Deutschen Reich, soweit sie Einfluß auf diesen Bereich haben. Besonders nimmt die Darstellung Bezug auf die Bekämpfung des allgemeinen Währungsverfalls im 17. und 18. Jahrhundert. Deutlich wird, daß die Geld- und Währungsprobleme ihre Ursache in der territorialen Zersplitterung des Deutschen Reiches und im Egoismus der einzelnen Landesherren hatten.

Die im Begleitheft abgebildeten Münzen sind eine repräsentative Auswahl der wichtigsten Münzen und Geldzeichen des Ausstellungsbereiches. Das Begleitheft kann als eine gute Einführung in die wechselvolle deutsche Münz- und Geldgeschichte angesehen werden und eröffnet dem interessierten Leser durch die Angabe der einschlägigen deutschen Münzliteratur eine weitere Vertiefung.

Egon Sprecher

Gräter, Carlheinz: Götz von Berlichingen: Auf den Spuren eines abenteuerlichen Lebens. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1986. 198 S.

Vorliegendes Buch ist nicht der erste Versuch, „Dichtung und Wahrheit“ miteinander in Verbindung zu setzen – man denke an Wilhelm Tell oder Faust, und es ist auch nicht die erste Darstellung, die sich mit dem historischen Hintergrund für Goethes „Götz von Berlichingen“ beschäftigt. Der Autor legt seiner Darstellung eine Dissertation zugrunde (Helgard Ulmschneider. Götz von Berlichingen: Ein adeliges Leben der deutschen Renaissance. Diss. Würzburg 1974), die ihn offenbar von der Gepflogenheit des wissenschaftlichen Arbeitens entbindet, Zitate und gedankliche Entlehnungen durch Fußnoten kenntlich zu machen, sowie eine korrekte Bibliographie zu liefern. Was somit als Endprodukt dem Leser vorliegt, ist in der Tat eine „Lebensbeschreibung eigener Art“ (S. 22), und man fragt sich, welche Zielgruppe hier angesprochen werden soll. Der historisch orientierte Laie – erst recht der professionelle Historiker – wird den aufgrund fehlender Belege nicht nachprüfbar ausgeführten Aussagen angesichts offenkundiger Fehlbehauptungen und unpräziser Rundumschläge eher skeptisch gegenüberstehen. Zwei Beispiele mögen dies verdeutlichen:

Nimmt man Götz von Berlichingens Geburtsjahr mit 1480/81 an, so ist die Aussage, der Buchdruck sei noch unbekannt gewesen (S. 31), falsch. Der Buchdruck breitete sich nach seiner Erfindung (Gutenberg in Deutschland 1468, Caxton in England 1476) so rapide aus, daß es um 1480 bereits in 110 europäischen Städten Buchdruckerwerkstätten gab.

Der Versuch, 300 Jahre Hohenzollerngeschichte auf einer halben Buchseite einigermaßen präzise abzuhandeln, würde den Stil und die Drucktechnik eines Brockhaus-Lexikoneintrags erfordern. Einem „Geschichten-Erzähler“ muß er mißlingen. Nachdem 1417 Friedrich VI mit dem Kurfürstentum Brandenburg belehnt wurde, nannten sich die Kurfürsten „bald schon“ (S. 40) Könige von Preußen. Dies geschah 1701!

Angesichts dieser Ungenauigkeiten kann man nur dazu lächeln, wenn der Autor die Datierung eines Gedenksteins anlässlich des „Götz-Zitats“ von 1517 auf 1516 korrigiert (S. 106).

Aber auch der historisch unvorbelastete Leser, der hier vielleicht einen historischen Roman (S. 22: „Biographie als Tatort-Serie“) erwartet hat, wird angesichts einiger idiolektaler Besonderheiten im Schreibstil des Autors nicht gerade in Hochspannung versetzt. Dies reicht vom Gebrauch moderner staatsrechtlicher Termini (S. 142: „sozialer Rechtsstaat“, „parlamentarisches Mitspracherecht“) über handelsrechtliche Termini (S. 147: „Konkursmasse“) bis hin zu einigen offenkundigen Verstößen gegen die Sprachnorm: aus einem „Weinberg“ wird ein „Weinsberg“ (S. 175), aus „Kronberg im Taunus“ wird „Kronsberg“ und über den Gebrauch von „halbwegs“ mit lokaler Bedeutung (S. 36) läßt sich diskutieren. Auch die anfangs bereits ange deutete ungenaue Zitierweise von historischen Quellen erlaubt kein flüssiges Lesen: der Autor wechselt vom Neuhochdeutschen ins „krause Holzschnittdeutsch des 16. Jahrhunderts“ (S. 19).

„Nicht nur in Goethes Schauspiel, auch in der historischen Erinnerung an den Ritter mit der eisernen Hand mischen sich Dichtung und Wahrheit“ (S. 138). Es ist zu befürchten, daß hiermit auch das vorliegende Werk gemeint ist.

Christine Swoboda-Körner

Staden, Hans: Zwei Reisen nach Brasilien. In die Sprache der Gegenwart übertragen, mit einem Nachwort und mit Erläuterungen versehen, von Karl Fouquet. 4., unveränderte Aufl., Marburg an der Lahn: Trautvetter & Fischer Nachf. 1981, kartoniert, 200 S., 19,80 DM

Hans Staden von Homberg, nachmalig Bürger zu Wolfhagen, verfaßte seine „Wahrhaftige Historia“ zwar in einer einfachen, fast „holzschnittartigen“ Sprache, dennoch haben viele Leser der 420 Jahre später von Günther E. Th. Bezenberger herausgegebenen Faksimile-Ausgabe (Thiele & Schwarz, 1978) Mühe, dem Brasilienfahrer zu folgen. Die Schrift und so viele längst aus dem Gebrauch gekommene Ausdrücke machen es schwer, die exzellent gedruckte Faksimile-Ausgabe wirklich „durchzulesen“. Auch das Fehlen einer Erläuterung der zahlreichen indianischen und portugiesischen Begriffe wird bedauert.

Karl Fouquet (! 1980) kommt das Verdienst zu, Stadens Buch, das bis dahin bereits in 70 Ausgaben vorlag, 1941 in die Sprache der Gegenwart übertragen zu haben. Es war übrigens der erste Band in der Reihe der Veröffentlichungen der 1935 gegründeten Hans-Staden-Gesellschaft Sao Paulo, die Fouquet lange Zeit als Geschäftsführer leitete. Zur Übersetzung in die moderne Sprache mag Karl Fouquet, 1897 im damals noch fast gänzlich deutschsprachigen Blumenau geboren, durch die Erfahrungen angeregt worden sein, die er sowohl in seiner Heimatstadt als auch später als Lehrer für Deutsch, Französisch, Englisch und Geschichte rund um das Thema „Hans Staden“ sammeln konnte.

Hans Staden, einer der ersten und zuverlässigsten Chronisten der *Newen Welt Prasilia*, wurde nach der Wiederentdeckung der „Wahrhaftigen Historia“ zu einer der Leitfiguren der deutschstämmigen Brasilianer. Schon deshalb lag dem Lehrer Karl Fouquet sehr viel daran, Stadens Reise- und Länderbeschreibung in eine Sprache zu übertragen, die sowohl von den Nachkommen der Hunsrücker und westfälischen Einwanderer als auch von den hochdeutsch sprechenden Immigranten gelesen und verstanden werden konnte. Schon ein Jahr nach Erscheinen der deutschen Auflage ließ die Hans-Staden-Gesellschaft das Buch in modernem Portugiesisch drucken.

Karl Fouquet entfernte sich bei seiner Übertragung nie zu weit vom Staden'schen Text. So klingt auch in der modernen Fassung die schlichte und bildhafte Sprache Hans Stadens durch. Dieser beabsichtigten Wirkung wegen blieben auch die heute so selbstverständlich anmutenden Feststellungen wie *Lissabon ist eine Stadt in Portugal...* und *Amerika ist ein großes Land* stehen – Staden erzählt den im 16. Jahrhundert lebenden Menschen. In einem ausführlichen Nachwort geht Fouquet auf Stadens Herkunft und die Entstehungsgeschichte der „Wahrhaftigen Historia“ ein. Zum Verlauf der beiden Reisen trägt er nach, was Staden, der sein Buch zum Lobe Gottes schrieb, nicht für berichtenswert hielt, aber für das Verständnis der spanischen und portugiesischen Kolonisation nützlich ist.

Ein umfangreiches Namens- und Sachverzeichnis sowie die Erläuterungen der portugiesischen, spanischen und tupi-indianischen Ausdrücke tragen wesentlich zum Verständnis des Buches bei. Auch das Literaturverzeichnis erweist sich für alle an Stadens Leben und Werk interessierten Heimatforscher als Fundgrube.

Der Marburger Verlag Trautvetter & Fischer Nachf. legte 1981 die 4., unveränderte Auflage vor, und es kann als sicher angenommen werden, daß das in die moderne Sprache übertragene Staden-Buch noch einige weitere Auflagen erleben wird.

Heinrich Fischer

Löffler, Fritz: Dresden im 18. Jahrhundert. Bernardo Bellotto – genannt Canaletto. Würzburg: Weidlich 1985. 114 S., 72 Farbtafeln, 24x27 cm, Leinen mit farbigem Schutzumschlag, 39,80 DM

Es scheinen zwei Bücher in einem zu sein: ein Buch mit der Lebensgeschichte des Vedutenmalers Bernardo Bellotto, der sich Canaletto nennen ließ, und ein Buch über Dresden im 18. Jahrhundert.

Fritz Löffler, der langjährige Leiter der Städtischen Kunstsammlungen Dresden und spätere Mitarbeiter am Institut für Denkmalpflege in Dresden, inzwischen 86 Jahre alt, beweist seine intimen Kenntnisse über seine Heimatstadt und über die Kunstgeschichte der Stadt an der Elbe. Er gilt als wohl bester Kenner des alten Dresden, einer Stadt, die heute für uns so weit entfernt ist. Mit dem Buch bringt er den Bundesbürgern die Stadt in einer ausgezeichneten und überaus interessanten Aufmachung näher.

Bernardo Bellotto, der von seinem Onkel Giovanni Antonio Canel – dessen Schüler er war – den Beinamen Canaletto übernahm, war Mitte des 18. Jahrhunderts Hofmaler beim sächsischen Kurfürsten Friedrich August II. Er gilt als einer der besten Dokumentationsmaler, der auch durch seine Arbeiten über die Städte Venedig, Wien, München und Warschau bekannt wurde. Warschau z. B. wurde nach Bildern von Bernardo Bellotto nach der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg wieder aufgebaut.

Während seiner Zeit in Dresden bildete er die Stadt in 16 großflächigen Ölgemälden auf Leinwand ab, die heute in den Staatlichen Kunstsammlungen in Dresden zu sehen sind. Es sind bestechend schöne Ansichten, detailgetreue Wiedergaben des Stadtbildes. Straßenzüge, Elbufer, Gebäude, Brücken, das Leben in der Stadt mit wäschewaschenden Frauen, mit diskutierenden Männern, mit arbeitenden Handwerkern, aber auch mit dem auf dem Marktplatz eintreffenden König belegen die damalige Zeit nahezu fotografisch genau.

Die Arbeiten des Vedutenmalers Bernardo Bellotto, die im Original jeweils etwa drei Quadratmeter groß sind, werden in dem Buch durch geschickte Ausschnitte und seitengroße Reproduktionen in 72 farbige Tafeln gegliedert, sie zeigen die Stadt vor zwei Jahrhunderten. Und es sind viele Ansichten, die es so heute nicht mehr gibt. Zum Ende des Zweiten Weltkrieges fielen die Bauwerke dem Bombenhagel zum Opfer.

Alfred R. John

Von Stettin bis Breslau. Ansichten, Stadtpläne und Landkarten von Pommern, Neubrandenburg und Schlesien aus der Graphischen Sammlung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg. Katalog: Heinrich Kott.

Nürnberg: Germanisches Nationalmuseum 1985. 246 S., 4° (Kataloge des Germanischen Nationalmuseums. Hrsg. Gerhard Bott)

Mit Hilfe des Bundesministeriums des Innern erscheint nach dem Band „Von Danzig bis Riga“, das sind die Landschaften Ostpreußen, Westpreußen, Danzig und Baltikum, als zweiter Band der Katalog über die Landschaften Pommern, Neubrandenburg und Schlesien. In einer knappen, trotzdem sehr aussagereichen, gegenüber Band 1 ausführlicheren Beschreibung werden 462 Beispiele ausgewählter Originalgraphik aus den Beständen des Germanischen Nationalmuseums vorgestellt, die „einen topographischen Charakter aufweisen“. Es sind vorwiegend Landkarten, Stadtansichten, Veduten, Panoramen und Schlachtendarstellungen sowie Graphik bedeutender Bauten, Burgen, Schlösser, Kirchen und Denkmäler meist des 16.-18. Jahrhunderts. Jedes Graphikblatt ist schwarzweiß verkleinert abgedruckt. Bei Landkarten kann so nur ein ungefährer Eindruck von dem Aussagewert der Vorlage entstehen. Im Rahmen des Möglichen wurden den Beschreibungen bibliographische Angaben hinzugefügt. Ein Personenregister und ein topographisches Register ergänzen die Beschreibungen sinnvoll. Erfreulich vollständig scheinen die biographischen Angaben zu sein. Der Katalogsachbearbeiter war im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme tätig. Da der Förderungszeitraum des Arbeitsamtes eng begrenzt ist, in der Regel ein Jahr, ist das Veröffentlichte zu beloben. Der Katalog erlaubt, wenn auch nur anhand des Graphikbestandes des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, sehr schnell den Nachweis der wahrscheinlich vorhandenen topographischen Lokalbeschreibungen dieses heute so schwer zugänglichen alten deutschen Kulturraumes.

Hans-Jürgen Kahlfuß

Brethauer, Karl: Münden. Gesammelte Aufsätze I und II. – Weserbuchhandlung, Hann. Münden (1983) und 1984, 106 und 128 S., zahlreiche Abb., broschiert, 14,80 DM

Es ist immer lobenswert, wenn verstreut publizierte Aufsätze, zumal von einem so renommierten Autor wie Karl Brethauer, gesammelt vorgelegt werden. Erleichtern sie in geschlossener Form doch in erheblichem Maße die wissenschaftliche Weiterarbeit unter gleichen oder ähnlichen Fragestellungen, oder sie ermöglichen zumindest dem interessierten Leser einen besseren Überblick über die ihn interessierenden Themenkomplexe. Beides leisten die in der Weserbuchhandlung Hann. Münden 1983 und 1984 erschienenen Bände „Münden“, von denen der erste leider seit einiger Zeit vergriffen ist.

Brethauer faßte 101 Folgen seiner Zeitungsartikel aus verschiedenen Mündener Tageszeitungen in Band I unter sieben Themengruppen sinnvoll zusammen. Ein zum Inhaltsverzeichnis hinzugefügtes alphabetisches Verzeichnis erleichtert den Umgang mit den Beiträgen, die, journalistisch gut gestaltet, über Stadtgeschichtliches berichten und geschickt Vergangenes mit Gegenwärtigem verbinden.

Sicher wäre es möglich gewesen, den Texten, ohne ihre Lesbarkeit für den interessierten Laien nachteilig zu beeinträchtigen, einen wissenschaftlichen Apparat beizugeben. Ihr Wert wäre dadurch noch bedeutend gestiegen. Vermutlich hat aber der zu große Arbeitsaufwand den Autor davon abgehalten.

Band II ist nach dem Schema des ersten Bandes gestaltet. Er enthält 102 Einzelartikel aus der „Mündener Allgemeinen“, und zwar wieder unter sieben Themenschwerpunkten vereinigt, allerdings nicht völlig mit Band I deckungsgleich. Verbessert wurde durch die Aufnahme von 16 ganzseitigen Farbbildern die Qualität der Illustration. Leider stehen diese Bilder aber nur indirekt zu den Beiträgen in Beziehung, sind also mehr Schmuck als Aussageunterstützung für die Texte. Die Qualität der nur spaltenbreiten übrigen Abbildungen läßt leider auch wieder, wie schon in Band I, zu wünschen übrig. Trotz dieser kleinen Mängel ist auch dem zweiten Buch eine weite Verbreitung zu wünschen.

Friedrich-Karl Baas

Post, Bernhard: Judentoleranz und Judenemanzipation in Kurmainz 1774–1813. Wiesbaden 1985, 523 S., 32,— DM

Diese Mainzer Dissertation, die auf enge Anregung von Prof. Dr. H. Duchhardt zurückgeht, der mit verschiedenen Veröffentlichungen zu diesem Problemkreis hervorgetreten ist, besticht zunächst durch die außerordentlich umfangreiche Bibliographie, die englische, französische und deutsche Publikationen zu den verschiedensten Aspekten des Judentums über die Grenzen von Kurmainz hinaus (Österreich, Preußen, Polen, Hessen) aus den 70er Jahren zusammenstellt und damit zu einer Fundgrube für den modernen Forscher wird, der jedoch, was Archivalien in der DDR betrifft (z. B. für Mainz solche in Erfurt oder Thüringen) nicht immer mit einer Benutzererlaubnis seitens des DDR-Innenministeriums rechnen kann, so daß B. Post diese Bereiche aus seiner differenzierten Untersuchung ausklammern mußte. Die Anlage des wissenschaftlichen „Apparates“ unmittelbar unter dem Kontext der Darstellung ist klassisch und für den Leser sehr praktikabel.

Werfen wir einen Blick auf die innere Struktur der Untersuchung, dann fällt besonders der Abschnitt über die sozial- und wirtschaftliche Situation des Judentums auf (Demographie, Steueraufkommen, Verarmung), wobei die Grenzen historischer Erkenntnis durch eine Reihe von Unsicherheitsfaktoren, durch Unzulänglichkeiten der Quellen aufgezeigt werden. Die Gewährung von staatlicher „Toleranz“ gegenüber Andersdenkenden (Juden, Protestanten) wird in Kurmainz zu einer Frage des politischen Utilitarismus. Dabei sollen Juden „nützliche Untertanen“ werden und ihnen bisher verschlossene Berufszweige geöffnet werden. Sogar die Idee eines „Judenstaates in Europa“ wurde von einem Beamten vorgebracht. – Ein Bündel von Maßnahmen (Beseitigung der Judengerichtsbarkeit, staatliche Prüfung jüdischer Lehrer etc.) führen auf einem dornigen Weg allmählich zu einer „Emanzipation“ der Juden, wobei der Verf. immer wieder die uneinheitliche Entwicklung oder die gegensätzliche Haltung von betroffenen Gruppen herausarbeitet. Diese „Emanzipation“ erweist sich als ein gesellschaftlicher und politischer Prozeß voller Windungen, Verzweigungen und Hindernisse! – Auch im Wirtschaftlichen gibt es reformerische Ansätze (Erwerb von landwirtschaftlicher Nutzfläche für Juden), aber dabei ist die Opposition christlicher Konkurrenten, insbesondere der Zünfte, oft als retardierende Kraft wirksam. Erst 1812 wurde die bürgerliche Gleichstellung der Juden rechtsformal verkündet!

Volker Petri

Wrede, Adam: Eifeler Volkskunde. Weidlich Reprints, Würzburg 1983

Mit dem Buch „Eifeler Volkskunde“ von A. Wrede ist in der 3. Auflage ein Buch wieder greifbar, das unter Heimatforschern und volkskundlich Interessierten jede Anerkennung verdient.

A. Wrede hat in acht äußerst umfangreichen Kapiteln den Lebensraum der Eifeler und der angrenzenden Gebiete bearbeitet.

Im ersten Kapitel versucht er den Namen „Eifel“ zu deuten, zu dem die alte und neue Fachliteratur zu diesem Thema berücksichtigt wurde. Äußerst umfangreiche Studien sind dem Siedlungswesen gewidmet, die ebenfalls durch entsprechende Literatur und Fundberichte erläutert sind. Sehr ausführlich wendet sich Wrede den Themenkreisen Germanen und Römer, Götter und Matronen, Landnahme bis zur Verwaltungseinteilung in Gaue, Königshöfe, Abteien und Klöster sowie Ortschaften zu. Eine besondere Bearbeitung finden Dörfer und Gehöfte. Hochinteressant sind die Gegenüberstellungen von Vennhäusern, Steinbauten und Fachwerkgebäuden.

Wer sich mit Trachtenfragen befaßt, wird hier auf eine reiche Fundgrube stoßen. Bis ins Detail werden Trachtenteile (Tücher) aufgezeigt, die durch Bilder zusätzlich erläutert werden. Vor allem gelingt es Wrede immer wieder, den Bezug von Festen zum alltäglichen Leben zu ziehen. Das 5. Kapitel dieses umfangreichen Werkes ist den literarischen Zeugnissen gewidmet. Kritisch werden Grundzüge bäuerlichen Wesens aufgezeigt, berühmte Männer und Frauen wie Dr. Adolf Dronke (Mitbegründer des Eifelvereins), der Bildhauer Nikolaus Elscheidt, der Liedersammler Christian Urhan und Peter Ziebes, genannt „Dichterpittchen“ – um nur einige zu nennen – finden ihre Würdigung. Das alte Wortgut und der übernommene Sprachschatz (Wortbildung, Wortdeutung) werden hervorgehoben. Auch Spruchweisheiten, Volkserzählungen und vor allem Volkslieder mit Notation sind beachtenswert.

Ein besonderes Kapitel dient Glaubenvorstellungen und Kult bis hin zur volkstümlichen Glaubensmeinung, zu Aberglaube und Gespenstern, Orakeln, Geheimkräften und Heilverfahren. A. Wrede hat auch hier, wie zu den oben angeführten Problemen seines Buches, eine Fülle von Literatur und Bildmaterial (76 Abbildungen) verarbeitet.

Im letzten Kapitel wird ausführlich über Brauchtum anlässlich der Lebensalterstufen berichtet.

Auch der tägliche Arbeitsrhythmus in Haus und Hof, das handwerkliche und gewerbliche Schaffen bis hin zum nachbarlichen Verkehr – alles ist gebührend bearbeitet.

Einen großen Raum nehmen die Jahreszeiten mit ihren Festen ein. Neben den religiösen Festen wird auf Heischegang, Reih, Mittsommer, Krautweihe und Krammärkte hingewiesen.

Diese Volkskunde der Eifel darf in keiner Bibliothek eines Heimatforschers fehlen, allein schon wegen der umfangreichen alten und neuen Fachliteratur. *Walter Handschuh*

Nachträge

Benninghoven, Friedrich, Helmut Börsch-Supan und Iselin Gundermann: Friedrich der Große. Katalog zur Ausstellung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz anlässlich des 200. Todestages König Friedrichs II. von Preußen. 1986. XXIV und 408 Ss. Zahlreiche Abb. und Tafeln. Brosch. DM 25,00 für Ausstellungsbesucher, DM 36,00 im Buchhandel.

Die am 16. August in der Orangerie des Schlosses Charlottenburg in Berlin durch den Bundespräsidenten eröffnete und bis zum 2. November 1986 gezeigte Ausstellung bot ungeachtet der hierbei immer wieder schmerzlich empfundenen Tatsache der deutsch-deutschen Teilung eine vorzügliche Synopsis der Ereignisse von 1712 bis 1786, wie die Nachkommenden sie so bald nicht wieder erleben werden. Eine Jahrhundertausstellung, wenn man so will, und in dieser konsequent aufgebauten Form vergleichbar der Stauferausstellung (Stuttgart 1977) oder der Dürerausstellung (Nürnberg 1979).

Der Katalog bildet gleichsam eine Biographie des großen Preußenkönigs, eine instruktive Geschichte seiner Zeit in gedrängter Form, und man kann sehr wohl feststellen, daß selbst der engagierte Historiker aus dem Text in Verbindung mit den Schaustücken neue Anregungen schöpfen kann. Dem Katalog vorangestellt sind drei einleitende Abschnitte (Ss. I-XXI). Friedrich Benninghoven fordert ausdrücklich den Besucher auf, sich ein Urteil über die friederizianische Epoche mit Hilfe der monumentalen wie der archivalischen Belege selbst zu bilden, und

auf den (ärgerlichen) Bezug zur Gegenwart wird ausdrücklich verzichtet. Helmut Börsch-Supan äußert sich zu den Bildnissen des Königs wie zum 'Nachleben im Bild', höchst lesenswerte Ausführungen, die das Verständnis für die bildlichen Darstellungen erhellen und vertiefen.

Die Ausstellung gliederte sich in folgende Abschnitte: I Der Kronprinz (1712–1740), II Baumeister einer Großmacht (1740–1745), III Die Friedensperiode (1745–1756), IV Um Sein oder Nichtsein: Der Siebenjährige Krieg (1756–1763), V Bauen, Verwalten und Gestalten (1763–1778), VI Roi Philosophe und 'Alter Fritz' (1778–1786), VII Die Sterbestunde, VIII Nachleben im Bild. Den 8 Abschnitten, die in Unterabschnitte unterteilt sind, wurden Worte des Königs aus seinen politischen und philosophischen Schriften vorangestellt. So heißt es z. B. bei Abschnitt VII Die Sterbestunde: „Pflicht eines jeden guten Bürgers ist es, dem Vaterlande zu dienen und zu bedenken, daß er nicht allein für sich auf der Welt ist, sondern daß er zum Wohle der Gesellschaft, in die die Natur ihn gestellt hat, arbeiten muß.“

Schaustücke und Katalogtext führen das unerquickliche Verhältnis zwischen Vater und Sohn ohne Beschönigung vor Augen, ebenso die Aussöhnung, die nicht dem Scheine nach, sondern bewußt und überzeugt erfolgt ist.

Bereits in jungen Jahren wird Friedrich II. von schweren Krankheiten geplagt. 1742 weilt er in Aachen zur Kur (S. 917), 1744 (S. 92) und 1746/47 in Pyrmont (S. 153), und hier tritt zum ersten Male die Gicht auf, dazu gesellen sich Hämorrhoiden und Steinbeschwerden. Der König vertraut seinen Zustand seinem Kammerdiener Fredersdorff an: ... *die Nihren Seindt viel Schuldt, und dan unt wan Schwilt die Miltz auf*. Konnte Friedrich wegen seiner Gichtbeschwerden nicht das Pferd besteigen, ließ er sich auf einem Wagen in die Schlacht fahren, aber er hat sich zeitlebens von den sich steigernden Molesten nicht überwinden lassen. Der immer tätige Geist hat den kranken Körper immer wieder überwunden. Er befähigte den König, scharfsinnig wie energisch den bereits vom Großen Kurfürsten vorgebrachten und durch die Erbverbrüderung von 1537 begründeten Anspruch auf Schlesien neu zu formulieren (S. 71). Mit überlegener Klugheit entdeckte Friedrich hinter dem philosophischen Rankenwerk eines Voltaire sehr wohl den französischen Geheimagenten (S. 137. 300), und selbst die geheime Mission Mirabeaus in den letzten Lebenswochen des Jahres 1786 (S. 320) entging ihm nicht.

Die späte Erkenntnis: ... *mein Körper und Geist müssen sich ihrer Pflicht anbequemen. Es ist nicht nötig, daß ich lebe, aber wohl, daß ich handele* ... ist fraglos schon früh gewachsen und hat den König frei gemacht für umfassendes musikalisches Tun wie für die Aufgaben des Staates. Sie hat auch nach der Katastrophe von Kunersdorf nicht versagt (S. 207).

Friedrich hat immer die geistige Auseinandersetzung mit seiner Umgebung gesucht und zumeist provoziert. Jordan, Keyserlingk, de la Motte, Chasot, Algorotti, Suhm u. a. waren in Rheinsberg (S. 39 f.) der tägliche Umgang, der den königlichen Bonmots zu begegnen wußte, keine fürstlichen Standespersonen. Die Errichtung der Akademie der Wissenschaften und die Berufung de Maupertuis' (S. 134 f.) hat Friedrich ebenso als besonderes Anliegen betrachtet wie Briefwechsel und Gespräche mit d'Argens, d'Alembert und Mitchell (S. 229 u. a.). Hier fühlte er sich verstanden, hier durfte er geistige Höhen anstreben.

In den 23 Friedensjahren von 1763 bis 1786 ist der König rastlos bemüht, die Kriegsschäden zu beseitigen, die beginnende Industrialisierung voranzutreiben, das Werk der Rechtsreform abzuschließen, das Kolonisierungswerk zu beenden und die Residenz durch Großbauten zu erweitern (S. 227 f). Zu seinen Räten äußert er wenige Monate vor seinem Tode: ... *die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen, sie gehört nicht mir, sondern den Staate* (S. 321).

Der hessische Anteil am Werk Friedrichs ist keineswegs gering. Während sich Hessen-Darmstadt 1756 dem Reichsaufgebot angeschlossen hatte (S. 170), waren die Truppen der Landgrafschaft Hessen-Kassel in zahlreiche Kämpfe mit den Franzosen und der Reichsarmee verwickelt. Nach der Konvention von Kloster Zeven im September 1757 (S. 182), beauftragte Friedrich II. seinen Schwager, den Herzog Ferdinand von Braunschweig, mit der Reorganisation des Heeres, das aus Hannoveranern, Engländern, Braunschweigern und Preußen bestand. Ferdinand, mit 21 Jahren schon Träger des Schwarzen Adlerordens, gelang es, die französische Armee nach wechselvollen Auseinandersetzungen über den Rhein zurückzutreiben und bis zum Ende des Krieges sich trotz gegnerischer Übermacht zu behaupten (S. 194/95). Die Leistung Ferdinands wird meist unterbewertet; in Wirklichkeit aber ergibt sich aus ihr, daß Friedrich für seine Pläne in Schlesien, Sachsen und in der Neumark den Rücken frei hatte. An diesem Ergebnis sind die hessischen Einheiten maßgeblich beteiligt, so zuletzt in der Schlacht von Wilhelmsthal. Hessen-Kassel tritt schließlich am 15. 2. 1786 nochmals in Erscheinung, als Landgraf Wilhelm IX. seine Unterschrift unter die Urkunde setzt, mit der er dem Fürstenbund beitrifft (S. 312/13 Hess. StAM Best. 4e Nr. 2677).

Der Siebenjährige Krieg brachte Preußen endgültig den Besitz Schlesiens und der Grafschaft Glatz, aber seine globale Wirkung ist weit nachhaltiger: Frankreich büßt seinen beherrschenden Einfluß in Europa ein und verliert seine nordamerikanischen wie indischen Besitzungen, die in englische Hand geraten. Der Friede von Paris (1762) und der Friede von Hubertusburg (1763) sind nicht voneinander zu trennen (S. 222).

In Nordamerika formieren sich die 13 Staaten, die sich schon nach wenigen Jahren für unabhängig erklären. In Europa ist also das Werden der Vereinigten Staaten entscheidend mitbestimmt worden. Friedrich II. hat das künftige politische Gewicht der USA richtig eingeschätzt und am 24.9.1785 einen Freundschafts- und Handelsvertrag abgeschlossen, den George Washington 'den freisinnigsten' genannt hat, 'der je von unabhängigen Mächten geschlossen wurde.' Dieser Vertrag ist in der Folge mehrfach erneuert worden und galt nach 1871 auch für das Deutsche Reich. (S. 313).

Beigegeben sind dem Katalog am Schlusse die Übersicht über die benutzten Quellen und eine Auswahl der wissenschaftlichen Literatur. Stellvertretend für andere seien hier zwei herausragende Publikationen genannt: Irmgard Mittenzwei: Friedrich II. von Preußen. Berlin 1980 (aus der Sicht der DDR) und Theodor Schieder: Friedrich der Große. Ein Königtum der Widersprüche. Berlin 1983.

Mehr als 30 Archive, Bibliotheken und einige Privatpersonen stellten die Schaustücke zur Verfügung. Uniform, Dreispitz, Stiefel und Degen des Königs waren Leihgaben des Hauses Hohenzollern, das übrigens am 17. August 1986 auf der Burg Hohenzollern eine private Gedenkfeier veranstaltete.

Abschließend und zusammenfassend ist hier zu sagen, daß Friedrich Benninghoven und seine Mitarbeiter mit dem Katalog für die Ausstellung Friedrich der Große ein Werk vorgelegt haben, in dem die geschichtliche Leistung Friedrichs des Großen mit seiner Devise: *Ich bin der erste Diener meines Staates* eindrucksvoll gewürdigt wird.

Kurt Günther

Scherf, Walter: Lexikon der Zaubermärchen. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag 1982. XXXII + 538 S. (Kröner Taschenausgabe, Bd. 472).

Die Bibliographien unter den 121 Märchen-Leitfassungen machen deutlich, daß Scherfs Versuch der Systematisierung zentraler Fragestellungen innerhalb eines kaum noch übersehbaren Literaturangebots existiert. Von hier legitimiert sich sein Bemühen, Vergleichbarkeit der Forschungsergebnisse durch gleichartige Gliederung aller Abschnitte (und ausgezeichnete Register) zu gewährleisten.

Jeder der 121 Artikel gliedert sich – erstens – in z. T. sehr eingehende Informationen (Forschungsstand!) zur ersten Buchveröffentlichung des als Leitfassung ausgewählten Erzähltyps des betreffenden Zaubermärchens (d. i. der „am besten bekannte Text“, S. XIII); es folgt ein knappes Inhaltsreferat mit oft umfänglichen Querverweisen auf andere bekannte, vollständige Fassungen des betreffenden Typs. Der dritte Ansatz bietet einen breiten, ein reiches, europaweit ausgespanntes Quellenspektrum zugrundeliegenden Vergleich mit anderen Fassungen; dabei werden Parallelen neben gegensätzlichen Gestaltungen der literarischen Bearbeitungen behandelt. Eine wahre Fleißarbeit sind die vielen erzähltypbezogenen Einzelbiographien, die begründet und trotz des Strebens nach Vollständigkeit aus der internationalen Literatur zum betreffenden Zaubermärchentyp nur reine („spekulative“) Deutungen eines Märchens nicht verzeichnen. Scherf ist sich sicher, „daß Märchen nicht gedeutet, sondern erlebt und unbewußt verarbeitet werden müssen“ (S. XII). Dieser Ansatz garantiert eine hohe wissenschaftliche Objektivität und Verlässlichkeit, da tatsächlich in allem nur die wirklich nachprüfbaren Fakten mitgeteilt werden.

Die (nur, leider!) 20 beigegebenen Illustrationen (Beispielwahl nach künstlerischen Gestaltungsgesichtspunkten) rufen ins Gedächtnis, daß mit der Bebilderung der Märchenbücher eine zusätzliche (längst verselbständigte?? Vgl. für unseren Raum die Zeichnungen Ubbelohdes!!) Wirkung der „gesehenen“ Märchenmotive veranschlagt werden muß, die einer exakten wissenschaftlichen Analyse bedarf. Scherfs Ruf nach Aufmerksamkeit für diese zugleich volkskundlich wie psychologisch relevante Fragestellung darf nicht ungehört verhallen. Die im Hauptteil des Buches entwickelte Typologie der Märchen wird – und hier mausert sich der Band zu einem echten Handbuch/Nachschlagewerk – ergänzt durch ein umfangreiches Register aller bedeutsamen Motive. Scherf verweist zu Recht auf die problematische Handhabung des vielbändigen Motivindex von Stith Thompson, bei dessen Benutzung umfangreichste

internationale Volkserzählungs-Bibliotheken zur Verfügung stehen müßten. Indem zusätzlich (und hilfreich) unterschieden wird nach der Bedeutung des betreffenden Motivs in den Bezugskapiteln, entsteht ein alphabetisches Register für über 600 Motive zuzüglich weiterer Querverweise auf alle 121 Märchentypen. Diese werden damit über die gemeinsamen Motive miteinander verknüpft; Wirkung und Wechselwirkung der Erzählstoffe werden erkennbar.

Weitere Register u. a. – z. B. die Viten der Künstler, denen die Abbildungen gedankt werden – beschließen diesen in der Märchenforschung zukünftig unverzichtbaren Band.

Helmut Burmeister

Becker, Hans: Geschichte der Stadt Frankenberg an der Eder von den Anfängen bis zur Reformation. Frankenberg: VHG e. V. ZV Frankenberg 1985. 183 S., englisch broschiert, 48,- DM (ab 1. 2. 1987).

Bei Drucklegung dieser ZHG erschien ein neues interessantes Buch über die Geschichte der Stadt Frankenberg von den Anfängen bis zur Reformation, das seine Entstehung einem noch jungen Forscher verdankt. Der von dem dortigen Zweigverein des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde e. V. herausgegebene, 183 Seiten starke, großformatige Band fußt auf einer von Prof. Dr. H. H. Kaminsky betreuten Examensarbeit der Justus-Liebig-Universität Gießen. Ohne die Beratung durch die mit der Lokalforschung seit längerem vertrauten Mitglieder des Zweigvereins Frankenberg – allen voran dessen 1. Vorsitzender, der Rektor a. D. und Stadtarchivar Heinz Brandt – wäre es, das darf man der Danksagung getrost entnehmen, sicher nicht möglich gewesen, die in einer unübersehbaren Aufsatz- und Zeitungsartikelflut und in einem halben Hundert größerer Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte mitgeteilten Materialien zu sichten, zu bewerten und vor allem die zahlreichen, z. T. jahrhundertealten Fehler und Fälschungen zu berichtigen.

Der Band besticht durch sinnvolle Illustrationen (wichtige Urkunden – lesbar gedruckt!, Ansichten, historische Bauwerke).

Die überzeugende Leistung des Autors verdient Anerkennung wie auch das herausgeberische Engagement des Frankenberger Geschichtsvereins und der traditionsreichen Druckerei Kahm.

Für Mitglieder der Zweigvereine des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde e. V. Kassel kostet der qualitätvolle Band bis zum 31. 1. 1987 (bei Bestellung über H. Brandt, Friedrich-Riesch-Straße 28, 3588 Frankenberg) 36,20 DM; ab 1. 2. dann 48,- DM.

Helmut Burmeister